

Daniel Ambühl

Septima und Sebastian

Eine Geschichte aus Basel im Jahr 1528

Die Geschichte von Septima und Sebastian gehört zum BILDWEG BASEL, einem Kunstprojekt von Daniel Ambühl und den Steiner-Schulen Region Basel.

Der BILDWEG BASEL ist vom 2. Juli bis 30. September 2003 in der Basler Innenstadt installiert.

Materialausgabe für den BILDWEG BASEL:
Réception Hotel Merian/Fischrestaurant Café Spitz,
Rheingasse 2
Offene Kirche Elisabethen, Elisabethenstrasse 10

Weitere Informationen zum BILDWEG BASEL:
www.bildweg.ch

Impressum

© 2003 Steintisch Verlag Zürich
Lektorat: Erika Brugger, medienbüro müller & brugger
Gestaltung: Daniel Ambühl
Druck: Steudler Press
ISBN 3-908508-17-7
Preis: SFr. 5.–

Septima und Sebastian

Eine Geschichte aus Basel im Jahr 1528

1	Mittlere Brücke Die Lachse kommen!	2
2	Oberer Rheinweg beim Waisenhaus Mutter Hortensias himmlische Brüste	7
3	Pfalz Septima trotz dem Basilisken	17
4	Marktplatz Wahre Geschichten im Rathaus	24
5	Peterskirchplatz Paracelsus wettet	31
6	Leonhardskirchplatz Die Kinder kehren zurück	36
7	Tinguely-Brunnen/Theaterplatz 7-Hirsch bleibt hier	45

Station 1

Mittlere Brücke

Die Lachse kommen!

Normalerweise erscheinen in Basel die Lachse im Sommer. Immer zur selben Zeit. Und immer alle miteinander. Obwohl sie weder Uhren an den Flossen tragen noch Kalender in den Kiementaschen mit sich führen. Auch Handys haben die Lachse keine, um miteinander zu telefonieren, wie es denn so geht, und ob und wann man sich wo trifft. Fische sind eben stumm. Aber sie sind nicht etwa stumm, weil sie nicht reden können. Nein, sie wissen gar nicht, worüber sie reden sollten. Sie haben keine Fragen. Ihnen ist klar, was sie zum Leben brauchen. So ist das, seit der liebe Gott die Erde geschaffen hat. Und immer kamen die Lachse im Sommer nach Basel.

Nur einmal kamen sie merkwürdigerweise viel zu früh, noch vor der Schneeschmelze, Anfang März. Aber mit den Lachsen hatte das nichts zu tun. Sie merkten nicht einmal, dass sie zu früh waren. Vielmehr war es die Zeit, die durcheinander geraten war. Ja, die Zeit wusste nicht mehr, wie spät es war. Oder andersherum gesagt: Jedes noch so kleine Ding in der Welt hatte seine eigene Zeit. Aber alle diese Zeiten passten nicht mehr zusammen. Die Schwalben brüteten im Winter und wunderten sich, dass Eiszapfen von ihren Nestern herabgingen. Der Storch flog im Hochsommer nach Afrika und verdurstete beinahe, weil es in der Wüste so heiss war. Der Bauer wollte im Frühling Äpfel pflücken und schimpfte, weil die Bäume noch nicht einmal Blüten hatten. Die Männer wachten um Mitternacht auf, um zur Arbeit zu gehen. Schmetterlinge flogen über verschneite Wiesen. Der Nikolaus kam in Badehosen und brachte frische Erdbeeren. Manchmal war es fünf Tage lang hell, weil die Sonne einfach nicht mehr unterging und von einer Seite des Himmels rastlos zur anderen irrte. Und der Mond war heute voll und morgen schon wieder leer.

Die Zeit war verzweifelt, denn sie konnte fragen, wen sie wollte: Können Sie mir bitte sagen, wie spät es ist? Jeder sagte etwas anderes. Und wenn die Zeit klagte, dass niemand ihr sagen könne, wie spät es sei, bekam sie frech zur Antwort: Du bist doch die Zeit. Du musst wissen, wie spät es ist. Das ist dein Job!

Weil dieses Durcheinander schon viele Jahre dauerte, hatten sich die Menschen

und Tiere daran gewöhnt. Aber im Jahre 1528 war das Durcheinander sehr auffällig. Ganz besonders in Basel.

Es war der 1. März 1528. Es regnete in Strömen. Der Rhein führte Hochwasser. Mitten in der Nacht regte sich Leben in einem Holzschuppen der Kartause, in dem dicht gedrängt etwa fünfzig Knaben auf laubgefüllten Säcken und Stroh auf dem Boden schliefen. "Der fette Salm ist da!", riefen die Kinder aufgeregt. Bernhard, der in dieser Nacht draussen Wache gehalten hatte, hatte die Neuigkeit gebracht, die sich in Windeseile verbreitete. Nur Sebastian drehte sich im Halbschlaf zur andern Seite und zog den alten, löchrigen Mantel, der ihm als Decke diente, über die Ohren. "Ihr macht Scherze", brummte er mürrisch. "Es ist doch erst März! Und die Lachse kommen immer erst im Sommer. Lasst uns weiter-schlafen!" Bernhard aber blieb dabei. "Ich schwöre bei der heiligen Mutter Maria. Die Lachse sind da!" Und die Kinder wiederholten laut und im Chor: "Die Lachse sind da! Die Lachse sind da!" An ein Weiterschlafen war nicht zu denken. Sebastian erhob sich schlaftrunken von seinem Lager. Er fuhr mit den Fingern durch seine Haare, um das Stroh auszukämmen. Angekleidet war er schon. "Wehe, wenn ihr mich veräppelt", murmelte er missmutig und befahl den Knaben, im Holzschuppen zu bleiben, bis er mit Bernhard zurückgekehrt sei.

Also gingen Bernhard und Sebastian, da sie die ältesten der Knaben waren, über den finsternen Hof der Kartause in die Küche des Klosters. Dort fischten sie unter der Asche im kalten Herd mit einem Schürhaken ein glühendes Kohlestück heraus, entzündeten daran einen Kienspan und traten dann barfuss in den Regen hinaus.

Zwischen dem Kloster und dem Rhein befand sich damals die Stadtmauer mit einem kleinen Tor. Und zwischen der Stadtmauer und dem Fluss lag ein schmaler Uferstreifen mit rundgeschliffenem Geröll und flachgedrückten Büschen. Bernhard ging ein paar Schritte ins Wasser und streckte den Kienspan so weit vor, wie er konnte. "Siehst Du?", sagte er triumphierend zu Sebastian. Tatsächlich. In der Tiefe des schwarzen Wassers glitzerten im Rhein die Leiber der Lachse.

Bernhard und Sebastian eilten zurück in den Schlafschuppen. Sie wählten sechs der älteren Knaben aus: Thomas, Florian, Hans, Heinrich, Karl und Jakob, gaben ihnen Netze, Speere und hölzerne Dreizacke. Und so hantierte die kleine Kinder-

schar bald fischend in der Dunkelheit am Kleinbasler Ufer. Bis zu den Knien waten die Knaben im kalten Wasser, im Regen frierend und stumm. Es kam keine Freude auf. Auch nicht, als einige Lachse an Land zappelten. Ab und zu warfen die Knaben ängstliche Blicke über den düsteren Rhein zur Grossbasler Seite. Dunkel und leer starrten die Fenster der Häuserwand zu ihnen hinüber. Kein Licht und keine Menschenseele zeigte sich. Die Stadt schien in Pech und Tinte getaucht. Trostlos verlassen war auch die Brücke. Sie sah aus wie ein zersplitterter Baumstamm, der sich zufällig da verklemmt hatte und an dem wütend und schäumend die Wassermassen rissen und zerrten.

Die acht Knaben fischten wortlos ein, zwei Stunden. Zögernd zeigte sich am Himmel ein grauer Schleier als Vorbote des neuen Tages, als plötzlich Florian mit seinem Käscher flussabwärts zeigte. "Da unten", rief er. "Schaut!" Aus dem Dunst der Dämmerung schälte sich mitten im Rhein, auf der Höhe der St. Johannis-Vorstadt, ein Holzkahn – nein, eher eine Kiste – ohne Segel, ohne Ruder, ohne Fenster. Das Ding sah aus wie ein riesiger schwimmender Holzschuh. Lautlos, ohne sichtbaren Antrieb, aber mühelos gegen den Strom fahrend, näherte sich das seltsame Gefährt der Brücke. "Was ist das?", fragte Hans. "Keine Ahnung", antwortete Sebastian. "Ich habe noch nie ein solches Ding gesehen."

Erst als der Kahn zwischen den äusseren beiden Steinpfeilern unter der Brücke hindurch gefahren war, bemerkten die Knaben, dass von der Spitze des rätselhaften Schiffes aus ein Bündel feinsten Seile ins Wasser strahlte. Grosse Lachse zogen an ihnen das Boot. Die stolzesten Zugtiere der schwimmenden Kutsche trugen das blutrote Hochzeitskleid der Salme. Mit ihren mächtig aufgeworfenen Kieferhaken sahen die Fische aus wie glühende Wassereber.

Jetzt war der Kahn auf der Höhe der Knaben angekommen, und da sie ihre Netze und Angeln noch immer ausgeworfen hatten, verfangen sich einige der Lachse, die das Schiff zogen, in den Haken, Leinen und Maschen. Die kleinen Fischer bemerkten dies und versuchten, vom Ufer aus die verhedderten Lachse anzulanden oder zu befreien. Die schwimmende Kutsche verlor immer mehr an Fahrt und kam zitternd in der Strömung zum Stillstand. Doch je mehr die Knaben an den Leinen zerrten, desto bedrohlicher trieb das Schiff ab, kam quer im Fluss zu liegen und wurde von der Gewalt der Wassermassen erfasst. Die Strömung riss den Kahn

mit und spülte ihn auf die Brücke zu, wo er unter dem Aufschrei der Knaben am steinernen Brückenpfeiler des Kapellenjochs wie eine Nuss in zwei Hälften zerbrach.

Rasch füllten sich die beiden Schalenteile des Schiffes mit Wasser und verschwanden unter der Brücke. Was die Knaben vom Ufer aus nicht sehen konnten: Als einzige Fracht der Holzkapsel wurde eine zarte menschliche Gestalt in den Rhein gespült. Erst als ein Schrei zu hören war, ein Schrei in hoher, klarer Tonlage, fast ein Gesang, und mehr noch ein Schrei des Erstaunens als der Angst – wie soll man sagen, der Schrei eines Engels? – da erwachten die Knaben aus ihrer Starre. Bernhard stürzte sich ins Wasser. Sebastian warf ihm vom Ufer aus ein Seil zu, das dieser sich um den Bauch band, während er auf den Ort zuschwamm, wo der Schrei herkam. Aber es dauerte alles viel zu lange. Das Wasser war reissend und voller Wirbel. Der Schrei verstummte. Niemand kam von der Grossbasler Seite zu Hilfe. Kein Licht erglommte dort. Kein Fenster ging auf. Keine Menschengestalt erschien. Die Schiffe der Fährleute schaukelten an der Schifflände leblos an ihren Leinen.

Wie durch ein Wunder gelang es Bernhard schliesslich, den flussabwärts treibenden Körper zu fassen. Die Knaben zogen ihn mit dem Seil aus dem Wasser. Als der blasse Leib regungslos beim Kleinbasler Aufgang zur Brücke auf dem Uferkies lag, rief Bernhard keuchend und am ganzen Körper zitternd: "Um Himmels Willen! Wer ist denn das?"

Es war eine junge Frau, kaum erwachsen, mit glatten, schwarzen Haaren und hohen, kräftigen Wangenknochen, die aus dem fein geschnittenen, aber eigenartig flachen Gesicht herausragten.

Sebastian kniete vor ihr nieder und hielt seinen Kopf an ihre Brust. Das Herz schlug noch. Aber sie atmete nicht mehr. Mit beiden Händen hob er vorsichtig ihren Kopf etwas an, drehte ihn leicht nach hinten in den Nacken, hielt dann mit den Fingern ihre Nase zu und blies seinen Atem in ihren Mund. Bei jedem Zug sah Sebastian an ihrem Ohr einen goldenen Ring mit einer rot-schwarz gebänderten Muschel. Die junge Frau war in ein Wams aus ungewirkter weisser Baumwolle gekleidet, die in einem netzartigen Muster versteppt war. Sie trug Ketten, Armringe, Goldgehänge und bunte Vogelfedern. Eine Schürze aus leuch-

tend farbigem Gewebe mit skurrilen Tierfiguren war um ihre Hüfte gebunden. Ihre linke Hand hielt krampfhaft den Schultergurt einer geflochtenen Tasche fest. Keiner der Knaben hatte bisher ein menschliches Wesen in einer derartigen Aufmachung gesehen. Auch ihr Geruch war unbeschreiblich süß und würzig.

“Was macht Sebastian da?“, fragte Thomas empört.

“Er will sie wieder lebendig machen“, gab Karl zurück.

“Darf man das? Das ist doch Hexerei!“, murmelte ein Knabe.

“Haltet den Mund!“, herrschte Bernhard sie verärgert an.

Da endlich schüttelte ein Husten den Körper der jungen Frau, und sie begann zu atmen. Sie öffnete die Augen, und als sie die Kindergesichter sah, huschte ein müdes Lächeln über ihr Gesicht.

“Gott sei Dank“, flüsterte Sebastian.

Das Mädchen setzte sich etwas benommen auf und schaute Sebastian an, als ob sie aus einem schönen Traum erwacht wäre. Ihre Augen waren wie Bernstein – oder wie dunkler Honig.

“Danke“, sagte sie dann leise. “Wie heisst du?“

“Sebastian“, antwortete er.

“Ein schöner Name“, sagte das Mädchen. “Er passt zu dir.“

“Und wie heisst du?“, fragte Sebastian das Mädchen.

“Ich heisse 7-Hirsch“, sagte sie fröhlich.

Die Knaben schauten einander unsicher an und wussten nicht, was sie davon halten sollten.

“Was ist?“, fragte das Mädchen. “Gefällt euch mein Name nicht?“

“Doch!“, gab sich Sebastian einen Ruck. “Es ist ein schöner Name, aber...“, zögerte er. “Aber was?“, fragte das Mädchen herausfordernd.

“... ich muss mich zuerst an ihn gewöhnen“, lachte er verlegen. Die Kinder und 7-Hirsch stimmten in sein Lachen ein.

“7-Hirsch tönt für uns eben nach einem Knabennamen“, erklärte Thomas. “Aber wir könnten dich ‘Septima’ nennen.“

“Septima?“, lächelte 7-Hirsch. “Was heisst das?“

“Die Siebente“, antwortete Thomas, “in lateinischer Sprache. Denn bei uns scheint man heute sehr edel, wenn man einen lateinischen Namen trägt. Die ge-

bildeten Leute hier mögen unsere Muttersprache nicht. Sie halten sie für etwas Primitives.“

“Das ist komisch“, lachte 7-Hirsch. “Septima oder 7-Hirsch – nennt mich so, wie es euch gefällt.“

“Also 7-Hirsch“, sagte Sebastian. “Ich schlage vor, wir gehen jetzt zu uns nach Hause und du ziehst dir trockene Kleider an.“

Als die Knaben mit 7-Hirsch in ihrer Mitte auf dem Uferweg zur Kartause spazierten, hatte es aufgehört zu regnen. Einzelne Sonnenstrahlen zeigten sich zwischen den Wolken. Ein Schwarm von Zugvögeln steuerte von Süden her hoch am Himmel auf die Stadt zu. Als die Vogelschar über dem Münster ankam, zerriss fürchterliches Gekreische und jämmerliches Gepiepse die Stille. Der wohlgeordnete Zug brach in ein Chaos auseinander, und die Vögel stürzten – einer nach dem andern – vom Himmel herab. Mit klatschendem Geräusch fielen sie tot in den Rhein. Septima blieb stehen. “Was hat das zu bedeuten?“, fragte sie.

Sebastian nahm sie beim Arm und zog sie mit sich. “Die armen Vögel“, erklärte er, “sind in den giftigen Atem des Basilisken geraten.“

“... des Basilisken...?“, fragte 7-Hirsch.

“Das ist ein Drache, der die Stadt beherrscht“, antwortete Sebastian.

Septimas Gesicht begann zu leuchten: “Prima!“, rief sie erfeut. “Dann bin ich ja am goldrichtigen Ort gelandet. Ich glaube, das ist genau der Kerl, den ich suche.“

Station 2

Oberer Rheinweg beim Waisenhaus

Mutter Hortensias himmlische Brüste

Das Kloster der Kartäuser war schon einige Zeit verlassen. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, war gestohlen oder abtransportiert worden. In den Dächern der Klostergebäude klafften grosse Löcher, da man die Dachziegel für andere

Häuser gebraucht hatte. Überall lagen Bruchsteine, Bretter, Balken und allerlei Unrat verstreut. Grosse Teile des Klosters waren unbewohnbar, und doch diente es nun notdürftig als Waisenhaus. Während die Knaben im Holzschuppen wohnten, waren die etwa hundert Mädchen, die Kleinkinder und Säuglinge in einem Gebäude neben der Kirche untergebracht.

“Schön sieht es hier aus“, sagte Septima, als sie wieder trockene Kleider trug und sich mit den Knaben im Innenhof des Klosters traf. “Ich werde euch gleich helfen, die Häuser ganz abzurechen.“

“Abzurechen?“, wunderte sich Sebastian. “Schön? Wir wohnen hier in einer Bruchbude, und du machst dich auch noch lustig darüber?“

“Freut ihr euch denn nicht?“, fragte Septima erstaunt.

“Worüber sollten wir uns freuen?“, ärgerte sich Bernhard: “Dass wir uns den Hintern abfrieren? Und dass der Regen durch die Dächer tropft? Und der Wind durch die Wände pfeift? Und dass viele Kinder krank sind, weil es hier feucht und modrig ist?“

“Hm“, begann Septima vorsichtig, weil die Knaben sie vorwurfsvoll und verärgert anschauten. “Habt ihr denn diese Häuser nicht selber abgebrochen?“

“Wir sind ja nicht blöd“, rief der kleine Thomas empört. “Weshalb sollten wir die Häuser abbrechen, in denen wir wohnen?“

“Macht ihr das denn nicht ab und zu?“, fragte Septima.

“Nein“, wiederholte Thomas. “Wir sind ja nicht blöd! Oder brecht ihr etwa, da wo du her kommst, eure Häuser immer wieder ab?“

“Ja!“, antwortete Septima, “genau das machen wir. Alle zweiundfünfzig Jahre brechen wir sogar unsere ganze Stadt ab und bauen sie wieder neu auf. Das ist bei uns ein Riesenfest. Alle freuen sich darauf.“

Da wandten sich die Knaben kopfschüttelnd von ihr ab und gingen über den Hof davon. Nur Sebastian blieb neben ihr stehen.

“Hab ich etwas Falsches gesagt?“, fragte Septima mit unschuldigen Augen.

Sebastian schwieg und schaute sie forschend an.

“Es tut mir Leid, wenn ich etwas Falsches gesagt habe“, beteuerte Septima:

“Ehrlich! Was ist denn hier los?“

“Also gut“, überwand Sebastian sein Misstrauen. “Komm mit. Ich werde dir zeigen, was hier los ist.“

Die Kinder waren in der Kirche zum Frühstück versammelt. Es war dunkel, kalt und feucht. Es roch nach Schimmelpilz und Russ. Einige Mädchen verteilten auf dem Altar Brot und Hafermus in schäbige Holznapfe. Die Bänke waren mit essenden Kindern bis zur hintersten Reihe besetzt. Viele grosse Augen schauten Sebastian und Septima fragend an.

Ein Knirps in zerlumpten Kleidern zupfte Septima am Wams. “Bist du ein Engel?“, fragte er mit einem heiligen Leuchten in den Augen.

“Dummkopf“, sagte ein älterer Knabe, der neben ihm stand. “Es gibt keine Engel.“

“Doch, es gibt sie!“, entgegnete der Knirps energisch und stampfte mit seinen Beinchen auf den Boden. “Das ist bestimmt ein Engel!“

“Und wo sind denn ihre Flügel?“, fragte der Ältere herablassend.

Als der kleine Junge nachschaute und sah, dass Septima keine Flügel hatte, begann er zu weinen. Septima nahm ihn auf den Arm, aber das Knäblein war untröstlich, und je zärtlicher Septima ihn streichelte desto hemmungsloser weinte er. Erst als sie ihm etwas ins Ohr flüsterte, wurde er still und spielte vergnügt mit der bunten Kette, die um ihren Hals hing.

“Was ist hier los?“, fragte Septima erneut. “Wo sind die Eltern dieser Kinder?“

“Auf der anderen Seite des Flusses“, antwortete Sebastian.

“Und weshalb lassen sie euch hier alleine?“

“Sie haben Angst!“

“Wovor?“

“Sie glauben, dass die tödliche Seuche, die seit ein paar Jahren unser Land heimsucht, von Kindern auf die Eltern übertragen wird. Und zwar durch Küsse. Deshalb haben sie uns ins Kleinbasel gebracht und sich im Grossbasel verschanzt. Und da lassen sie niemanden hinein, es sei denn, er bringe ihnen Dinge, die sie wirklich dringend benötigen.“

“Und was ist mit dem Drachen?“, fragte Septima.

Sebastian setzte sich in eine Kirchenbank. “Der Basilisk ist der Stadtwächter von

Basel“, erzählte er. “Er ist der König der Gifttiere und sieht aus wie eine Mischung aus einer Riesenschlange und einem Vogel. Man sagt, dass der Basilisk aus einem dotterlosen Hahnelei geboren und von einer Kröte auf einem Miststock ausgebrütet wurde. Früher lebte er tief im Boden versteckt und brachte nur Bergarbeiter und Brunnenmacher um, die ins Erdreich zu ihm vordrangen. Sein Blick ist tödlich und sein giftiger Atem bringt alles Leben zum Erlöschen. Vor einiger Zeit aber haben die Bewohner von Basel dem Basilisken mitten in der Stadt ein prunkvolles Haus gebaut. Da sitzt er jetzt tagein tagaus auf seinem Thron. Auf dem Kopf trägt er eine Falkenhaube und sein Zimmer ist mit einem hohen Kamin ausgestattet, durch den sein giftiger Atem in den Himmel entweichen kann. Immer, wenn sie sich bedroht fühlen, nehmen die Basler dem Basilisken die Falkenhaube ab, und dann stürzt er sich wie eine Furie auf alles Lebendige innerhalb der Stadtmauern, das sich nicht rechtzeitig versteckt hat, und rottet es gnadenlos aus.”

Septima tippte sich nachdenklich mit dem Zeigefinger auf die geschlossenen Lippen. “Und was hat der Basilisk davon?“, fragte sie nüchtern.

“Wie meinst du das?“, fragte Sebastian zurück.

“Na, weshalb er das macht? Macht er das wegen des Geldes zum Beispiel?“

“Nein!“

“Aus Prunksucht, aus Kriegslust oder aus Machtgier?“

“Nein!“

“Oder weil die Bewohner ihn lieben und verehren?“

“Im Gegenteil!“, rief Sebastian. “Vor nicht einmal hundert Jahren haben wir sogar einen Basilisken zum Tode verurteilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.“

“Aber irgend etwas“, überlegte Septima, “muss der Basilisk doch davon haben, dass er jetzt für die Bewohner der Stadt arbeitet!“

“Ja, schon möglich“, antwortete Sebastian nachdenklich. “Aber ich weiss es nicht.“

“Ist jetzt nicht so wichtig“, winkte Septima gelassen ab. “Das werde ich schon herausfinden.“

“Und wie?“, fragte Sebastian.

“Indem ich den Basilisken besuche. Und ihn selber frage!“

“Du willst da hinübergehen?“, erschrak Sebastian.

“Na klar!“, rief Septima.

“Der Basilisk wird dich umbringen!“

“Nein“, sagte 7-Hirsch unbeeindruckt. “Das glaube ich nicht. Ich glaube nämlich, ich kenne den Basilisken von irgendwoher. Und ich weiss auch, wie man mit ihm umgehen muss!“

Sebastian war von ihrem Plan nicht begeistert. Er verschränkte seine Arme und schaute trotzig weg. Erst als ihn Septima drängte zu erzählen, wie man denn unbemerkt ins Grossbasel gelangen könne, brach Sebastian sein Schweigen und berichtete, dass nur Händler über die Brücke gelassen würden. Das Tor auf der Grossbasler Seite der Brücke sei aber stets geschlossen und alle Waren würden genaustens durchsucht, bevor man sie einlasse. Dabei würde man Septima sofort entdecken, falls sie sich in einem Sack oder Fass versteckt hielte. Der Fährbetrieb sei schon seit langem eingestellt. Nur Mutter Hortensia könne vielleicht in dieser Frage noch weiterhelfen.

Mutter Hortensia war die einzige erwachsene Person, die mit den Kindern im Waisenhaus lebte. Sie war vor langer Zeit als Nonne ins Clarakloster eingetreten. Aber vor über zehn Jahren waren die Kleinbasler Kloster geräumt und ihre Bewohner und Bewohnerinnen vertrieben worden. Schwester Hortensia floh mit den beiden Waisenkindern Sebastian und Bernhard, die damals noch Säuglinge waren, ins Kartäuserkloster und versteckte sich mit ihnen in einem Beichtstuhl. Und da sich kurz danach alle Erwachsenen aus dem Kleinbasel zurückzogen und im Grossbasel verschanzten, konnte sie unbehelligt im Kartäuserkloster weiterleben. Aber es blieb ihr nichts anderes übrig, als die beiden Kleinkinder und die vielen anderen, die bald dazukamen, selber zu stillen. Mutter Hortensia bekam riesige Brüste und Ströme von Milch quollen aus ihnen.

Als Septima und Sebastian in ihr Zimmer traten, standen da vierundzwanzig kleine Krippen, und Mutter Hortensia, die mit einem gütigen Lächeln und rosaroten Wangen in einem Berg von Kissen am Boden sass, hielt in ihren Armen gerade zwei Säuglinge, die genüsslich an ihren himmlischen Brüsten tranken.

“Das ist also die rätselhafte 7-Hirsch, von der alle Kinder sprechen?“, begrüßte Mutter Hortensia die Eintretenden mit sanfter Stimme und lud sie ein, neben ihr Platz zu nehmen. “Nun bin ich aber gespannt zu hören, was dich zu uns führt und woher du kommst!”

“Ich weiss nicht, wo ich anfangen soll“, entschuldigte sich Septima. “Habt ihr schon einmal von einem Seefahrer namens Christoph Kolumbus gehört?”

“Ja klar“, antwortete Sebastian begeistert. “Er hat vor dreissig Jahren, als er den Seeweg nach Indien suchte, eine neue Welt entdeckt, die Amerika heisst.”

“Na, na!“, bremste Mutter Hortensia Sebastians Eifer. “Das ist doch bestimmt nur ein Märchen. Die Welt ist heute voll von Spinnern, die irgendwelche unglaublichen Geschichten verbreiten. Doch sie kennen alles nur vom Hörensagen. Oder warst du selber schon in Amerika?”

Sebastian schaute beschämt zu Boden.

“Er nicht“, half ihm Septima. “Aber diese Geschichte ist wahr. Denn ich komme von Amerika!”

“Du?“, rief Sebastian entzückt, und schaute triumphierend zu Mutter Hortensia, die ihm mit einer Handbewegung zu verstehen gab, er solle Septima weiter reden lassen. Und Septima erzählte der Reihe nach, wie es dazu kam, dass sie als erster amerikanischer Mensch nach Europa fuhr, und dass sie dabei nicht etwa wie Kolumbus bloss an irgendeiner Küste irgendeiner vorgelagerten Insel landete, sondern gleich im Herzen des Kontinents: in Basel.

“Vor acht Jahren“, begann Septima ihre Erzählung, “ist ein Spanier mit Namen Cortez an der Küste von Mexiko gelandet. Er ist ins Hinterland eingedrungen und hat in nur zwei Jahren alles zerstört und geplündert, was dort in Hunderten von Jahren aufgebaut wurde. Das waren nicht Menschen, die mit Cortez in den grossen Schiffen ankamen. Nein, Bestien waren das, auf schäumenden Pferden ritten sie, nur Männer, bärtige, finstere Kerle mit Blechhelmen und Rüstungen. Teufliche Bluthunde hatten sie dabei, die jeden Menschen im Nu in Stücke rissen. Sie waren mit Eisenrohren bewaffnet, die Tod und Feuer spuckten, und sie hatten eine unersättliche Gier nach allem, was golden glänzte. Ihre gefährlichste Waffe jedoch war die Lüge. Immer wieder haben wir ihrem Wort vertraut, und jedesmal haben sie es schamlos gebrochen, kaum dass sie erreicht hatten, was sie woll-

ten. So wurde von einer Handvoll dieser lügenden Banditen sogar das grosse kriegerische Volk der Azteken mit ihren Abertausenden von Soldaten in nur zwei Jahren ausgelöscht, die Bevölkerung umgebracht, in die Wälder gejagt, wo die Menschen verhungerten. Oder sie wurden gefangen genommen und an Besitzer von Goldminen verkauft, wo sie zu Tode geschunden wurden.”

Hier unterbrach Mutter Hortensia die Ausführungen von Septima, indem sie mit einer Kopfbewegung auf die beiden Säuglinge deutete, die unter ihren Brüsten eingeschlafen waren. Ein Mädchen namens Ursula trat hinzu, nahm die beiden Kleinkinder an sich, bettete sie in ihre Krippen und brachte zwei neue Säuglinge. “Weiter!“, drängte Sebastian ungeduldig. “Wie ging es weiter?”

“Ich selber“, hob Septima an, “stamme aus einem Volk, das in den Bergen lebt, an der westlichen Grenze des Aztekenreiches. Wir nennen uns Mixteken, was in unserer Sprache soviel heisst wie Wolkenmenschen. Mein Vater, der den Namen 4-Obsidianmesser-Feuerschlange trägt, ist der Fürst dieses Volkes. Als die Spanier unsere Hauptstadt Oaxaca überfielen und plünderten, floh ich mit meinen Eltern in ein entlegenes Tal in den Bergen, wo wir uns in einer Höhle versteckten. Dann habe ich eines Tages meinem Vater gesagt, dass es mir in dieser Höhle langweilig sei und dass ich die Nase voll hätte von diesen Unmenschen, die alles kurz und klein schlagen und nichts wieder aufbauen. Ich will mich auf den Weg machen, sagte ich, um den König dieser Bestien aufzusuchen und mit ihm ein ernstes Wörtchen zu reden. Ihr könnt euch sicher vorstellen, dass meine Eltern versucht haben, mich davon abzuhalten – ich war damals erst elf Jahre alt. Aber dann bin ich eines Nachts einfach abgehauen und hinterliess einen Brief, in welchem ich versprach, so bald wie möglich zurückzukommen und dann unser Land von den Schlächtern und Banditen zu befreien.”

“Zwei Jahre“, fuhr Septima fort, “hat es allerdings gedauert, bis ich auf vielen Umwegen endlich an der Meeresküste in der Stadt Xicalanco ankam. Und ein weiteres halbes Jahr, bis ich dort Freunde fand, die mir – unbemerkt von den Spaniern, die sich dort in wilden Haufen herumtrieben – ein Schiff bauten und eine Mannschaft mitgaben. Heimlich sind wir dann in einer Leermundnacht Richtung Osten aufgebrochen. Denn von Osten her kamen fast täglich neue Schiffe mit noch mehr dieser waffenstarrenden Bestien an. Die Überfahrt war sehr gefährlich. Niemand von uns kannte die Route. Als nach einem halben Jahr

unsere Vorräte zur Neige gingen, entschied meine Mannschaft, über Bord zu springen, um wenigstens mir das Überleben zu ermöglichen. Mein Flehen, sie sollten da bleiben, haben die zwölf Männer einfach überhört. Sie zurrten ihre zwölf Fischerleinen am Bugknäuf des Schiffes fest und sprangen ins Wasser. Ich blieb allein im Schiff zurück. Wenig später, mitten im offenen Meer, bissen plötzlich grosse Fische an den zwölf Angelleinen an. Und an diesen Leinen zogen mich die Fische bis zur Küste eines grossen Landes. Sie schwammen in die weite Mündung eines Flusses hinein und dann den breiten Strom hinauf, bis mein Schiff am Pfeiler der Basler Brücke zerbrach, ich in den Rhein fiel und ihr mich gerettet habt.“

In diesem Moment wurden von Ursula die nächsten beiden Säuglinge gebracht. “Und jetzt?“, fragte Mutter Hortensia, indem sie zu 7-Hirsch aufblickte. “Was hast du vor?“

“Ich werde jetzt zuerst einmal ins Grossbasel hinübergehen“, sagte Septima mit ernster Entschlossenheit, “und mit dem Basilisken reden. Ich habe nämlich den Eindruck, dass dieser Kerl am Unglück, das meinem Volk widerfuhr, mitschuldig ist. Und an eurem ja offenbar auch.“

Mutter Hortensia schaute Sebastian entgeistert und durchdringend an. Dieser zog abwehrend die Schultern hoch. “Ich habe ihr gesagt, dass man nicht hinüber kann!“

“Nein“, widersprach ihm Septima heftig. “Du hast gesagt, dass Mutter Hortensia vielleicht weiterhelfen könne. Dass es vielleicht noch einen anderen Weg gibt, um von hier auf die andere Seite des Rheins zu gelangen.“

Bevor Sebastian antworten konnte, betrat ein Mädchen eilig das Zimmer. Im Arm trug sie ein Baby, das in ein Schaffell gewickelt war. “Es wurde eben abgegeben“, berichtete das Mädchen aufgeregt und halb entschuldigend. Ursula half ihr, ein weiteres Krippchen bereit zu machen, und sie legten das Neugeborene hinein.

“Wo kommen diese Kinder her?“, fragte 7-Hirsch.

Mutter Hortensia zog die Augenbrauen hoch und schürzte den Mund. “Von der anderen Seite“, sagte sie kurz.

“Und wie?“, hakte 7-Hirsch nach, “wie kommen die Kinder hierher? Wer bringt

sie? Auf welchem Weg?“

“Also gut“, begann Mutter Hortensia nach einer längeren Pause: “Es gibt noch einen Weg auf die andere Seite. Es ist ein Geheimgang. Ein Wassertunnel. Er kann nur von Frauen benutzt werden. Männer gehen darin unter. Durch diesen Wassertunnel kommen die Mütter vom Grossbasel hierher und geben ihre Kinder bei uns ab. Manchmal bringen sie auch Windeln oder etwas zum Essen oder sie erkundigen sich nach ihren Kindern. Aber immer bleiben sie nur kurze Zeit, denn ihre Männer im Grossbasel dürfen nichts von diesen Kontakten wissen. Wenn die Männer ihre Frauen jeweils fragen, wo sie waren, antworten sie, sie seien ins Münster gegangen, um zu beten.“

“Und wie finde ich den Wassertunnel?“, fragte Septima ungeduldig.

Aber schon waren die nächsten beiden Säuglinge an der Reihe. Erst als auch diese sorgsam zum Stillen an den Brüsten lagen, räusperte sich Mutter Hortensia und fuhr fort: “An der Stelle, wo der Wassertunnel beginnt, siehst du am Kleinbasler Ufer ein paar steinerne Treppenstufen. Auf diesen steigst du langsam ins Wasser hinein. Nach einigen Tritten wirst du merken, dass deine Füsse seltsamerweise wieder im Trockenen sind. Also gehst du einfach weiter ins Wasser hinein und befindest dich dann in einem Tunnel. Wände und Decke des Tunnels bestehen ganz aus Wasser. Man kann Fische sehen und am Boden kullern die runden Steine des Geschiebes vorbei. So gehst du in diesem Tunnel weiter und siehst auf halbem Weg ein silbernes Glöcklein am Boden liegen. Und am Ende des Tunnels kommst du zu einem Felsen, der in Wirklichkeit aber – wenn du ganz genau hinschaust – ein uralter Wels ist. Er tut dir aber nichts. Du ziehst ihn einfach an seinen beiden langen Barteln, dann öffnet er den Mund und du kannst bequem in ihn hinein spazieren und gelangst über eine Treppe zu einer Steintüre. Von da kommst du in einen Raum unter dem Chor des Münsters.“

“Danke!“, rief 7-Hirsch glücklich, sprang auf und eilte davon. “Wir treffen uns im Hof wieder“, rief sie Sebastian noch zu. “Ich hole nur meine Tasche und ziehe meine trockenen Kleider an.“

Aber als Septima wenig später im Hof auf Sebastian wartete, kam dieser nicht. Erst nach einer halben Stunde näherte sich niedergeschlagen ein kleiner Junge. Sebastian, berichtete er bekümmert, könne nicht kommen. Er müsse bei den

beiden Knaben bleiben, die krank geworden seien.

“Was haben sie denn?“, fragte 7-Hirsch. Doch da begann der Junge zu weinen und sagte, während er davon eilte, sie hätten einen Kranz roter Beulen am Kopf, hohes Fieber und niemand wisse, wie lange sie noch lebten.

Im Holzschuppen lagen die beiden kranken Knaben auf ihren Säcken. Sebastian hielt ihre Hände. “Was ist das für eine Krankheit?“, fragte 7-Hirsch.

“Man kennt sie noch nicht lange“, antwortete Sebastian ratlos. “Von den einen wird sie die französische, von anderen die napolitanische, wieder von anderen die venerische Krankheit genannt. Aber niemand kennt die Medizin dagegen.“

Als 7-Hirsch die Beulen auf den Stirnen der blassen Kinder genauer betrachtete, sagte sie plötzlich: “Ich kenne diese Krankheit! Ja, ganz bestimmt! Es ist eine Krankheit, die es bei uns in Amerika auch gibt.“

“Schon möglich“, sagte Sebastian traurig. “Es wird erzählt, dass diese Plage von den Eroberern Amerikas zu uns eingeschleppt wurde.“

“Von Kinder-Eroberern?“

“Wie meinst du das?“

“Du hast doch gesagt, dass diese Krankheit nur von Kindern auf die Erwachsenen übertragen wird. Durch Küsse. Aber Kinder habe ich unter den Bestien, die unser Land eroberten, keine gesehen. Nur erwachsene Männer.“

Sebastian verteidigte sich: “Nicht ich sage, dass die Kinder die Erwachsenen mit dieser Krankheit anstecken, sondern das sagen die Erwachsenen. Und zwar sagen die das deshalb, weil es vorkommt, dass schon ganz kleine Kinder, sogar Neugeborene, an dieser Krankheit leiden.“

Jetzt nickte Septima. “Genau so verhält es sich mit dieser Krankheit auch bei uns in Amerika! Aber ich weiss auch, wie man sie heilen kann.“

Sebastian sah 7-Hirsch zweifelnd an.

Plötzlich vergrub Septima ihren Kopf in den Händen.

“Was ist?“, fragte Sebastian.

“Ich bräuchte dazu“, stöhnte Septima, “das Holz des Guajakbaumes. Dieser wächst aber nur bei uns in Amerika. Ach! Meine Tasche ist voll von Geschenken. Aber dass ich eine Medizin gegen eine Krankheit mitbringen könnte, daran habe ich nicht gedacht.“

Sebastian schüttelte betrübt den Kopf, schaute auf die Knaben, die blass und elend gezeichnet von der Krankheit vor ihm lagen. “Alles, womit in dieser Welt Geld zu verdienen ist, kommt irgendwann mit einem Händler in Basel vorbei“, begann er schliesslich zu reden. “Wenn es dieses Guajakholz auf dieser Welt gibt, dann ist es am ehesten noch auf dem Markt oder in einer Apotheke auf der anderen Seite des Rheins zu finden.“

“Na wunderbar“, freute sich Septima. “Ein Grund mehr, um den Grossbaslern jetzt einen Besuch abzustatten.“

Als Septima über den Innenhof dem Rhein zustrebte, schaute aus einem Fenster Mutter Hortensia hinunter und winkte. “Wenn du im Wassertunnel bist“, rief sie, “dann nimm ein paar der kugelrunden Steine mit, die am Boden vorbeierollen, und bewahre sie gut auf. Und wenn es in deinem Leben einmal nicht mehr weiter geht, dann wirf einen der Steine zurück in den Rhein. Und du wirst sehen, dass alles wieder in Fluss gerät.“

Station 3

Pfalz

Septima trotz dem Basilisken

Genau wie Mutter Hortensia gesagt hatte, endete der dunkle Welsgang vor einer mächtigen Steintüre unter dem Chor des Münsters. Von der anderen Seite hörte Septima emsiges Hämmern und Klopfen. Als sie die Türe ein wenig aufdrückte, sah sie durch den Spalt hindurch etwa ein Dutzend Männer, die in dem Keller gewölbe bei Kerzenschein mit Meisseln und Fäustlingen an grossen Marmorblöcken arbeiteten. Vorsichtig schlich sie in den Raum und schloss die Steintüre hinter sich zu. Die Männer bemerkten nichts davon, da sie ganz in ihre Arbeit vertieft waren.

“Hallo!“, rief sie, so laut sie konnte. “Alle mal herhören bitte!“

Augenblicklich verstummte das Gehämmern und Geklopfe. Die Männer, die von

Kopf bis Fuss vom Staub des weissen Marmors eingepudert waren, standen wie angewurzelt da und starrten auf das Mädchen.

“Was macht ihr da Hübsches?“, fragte 7-Hirsch freundlich.

Keiner brachte ein Wort heraus.

“Woher kommst du?“, stammelte schliesslich einer.

“Ich heisse 7-Hirsch“, antwortete sie. “Ich bin aus dem Grab da gestiegen. Ich komme direkt von der anderen Seite des Rheins.“

Einige der Männer liessen ihre Werkzeuge fallen, schrien “ein Gespenst!“ und wollten abhauen. Aber 7-Hirsch rief: “He, da geblieben!“, und hielt einen der Steinmetze, die gar nicht wie Handwerker aussahen, am Rock fest.

“Ich habe euch etwas gefragt“, sagte 7-Hirsch ernst.

Der dicke Mann schwieg und schaute zu Boden.

“Darf man hier nicht fragen?“, insistierte sie.

“Doch“, wimmerte der Mann unterwürfig.

“Also“, wiederholte 7-Hirsch, “was macht ihr da?“

“Wir machen unsere Grabsteine.“

“Ah ja?“, sagte 7-Hirsch. “Ist das nicht noch ein bisschen früh?“

“Wenn es etwas Schönes werden soll“, verteidigte sich der Dicke, “muss man lange daran arbeiten.“

“Wäre es nicht besser, es euren Nachfahren zu überlassen, schöne Grabsteine für euch zu machen, wenn ihr einmal gestorben seid?“

“Ja schon, aber wir haben keine Nachfahren mehr. Unsere Kinder sind doch auf der anderen Seite. Und weder wir wissen, welche Kinder die unseren sind, noch wissen die Kinder, wer ihre Eltern sind.“

“Und wozu braucht ihr dann Grabsteine?“

“Weil wir sonst keine haben, wenn wir tot sind!“

“Du brauchst doch keinen Grabstein, wenn du nicht mehr da bist. Du Dummkopf.“

“Doch, doch. Die andern erinnern sich dann, dass ich einmal da war.“

“Kein Mensch wird sich an dich erinnern, wenn du ein Leben lang im Keller an deinem Grabstein herumhämmerst“, empörte sich 7-Hirsch. “Besser wärs, du würdest schleunigst deine Kinder wieder zu dir nehmen und dich um sie kümmern.“

“Aber die Kinder stecken mich doch an mit ihrer Krankheit und dann sterbe ich... ohne Grabstein.“

Der Dicke rannte davon. 7-Hirsch hinter ihm her. Als sie auf die Terrasse der Pfalz hinaus trat, war er verschwunden.

In diesem Moment wurde in der Stadt Alarm geschlagen. Zugleich hörte man den grässlichen Ruf des Basiliken: Schischeriquaak! Schischeriquaaaaak! und das dumpfe Geräusch seiner schlagenden Riesenfledermaus-Flügel, als er durch die Lüfte heransaute. Septima zupfte sich seelenruhig ihr Kleid zurecht, ordnete ihr Haar und schaute ihm entgegen. Der Basilisk erspähte sie mit seinen blutunterlaufenen Augen, streckte seine messerscharfen Klauen vor und setzte zum Sturzflug an. Septima winkte ihm gelassen zu. “Hallöchen!“, rief sie, als ob sie einen Freund erwartete. Vor Erstaunen darüber verlor der Basilisk beim Landeanflug die Kontrolle. Er streifte mit einem Flügel den Ast eines Lindenbaumes, geriet ins Trudeln, fiel kopfüber zu Boden, schlitterte auf dem Bauch einige Meter über den Platz und kam schliesslich vor Septimas Füssen in einer Staubwolke zum Stillstand.

Wütend hob er den Kopf, knirschte furchterregend mit seinem Schnabel und feuerte dann seine stechenden Blicke auf Septima ab. Doch dieser Angriff zerbröselte wirkungslos an ein paar kleinen Kolibrifederchen, die Septima sich ins Haar geflochten hatte und verpuffte an einem seltsamen Gegenstand, den Septima in der Hand hielt und der aussah wie ein Spiegel aus Rauch.

Als der Basilisk begriff, dass sein Todesblick versagte, bäumte er sich drohend vor Septima auf und zog geräuschvoll die Luft durch seine Nasenlöcher ein, um Septima mit seinem giftigen Atem zu vernichten. Aber als er sich ganz vollgesogen und aufgeplustert hatte, schaffte er es nicht, die Luft heraus zu pusten. Der Atem war in ihm gleichsam eingefroren. Wie er auch drückte und presste, nicht das kleinste Lüftchen kam aus ihm heraus. Sein Gesicht wurde zuerst rot, dann blau, nahm einen jämmerlichen Ausdruck an, wurde schliesslich kreideweiss, seine Augen klappten zu und dann kippte der Basilisk wie ein morscher Baumstamm nach hinten und blieb ohnmächtig liegen.

7-Hirsch öffnete ihre Tasche, nahm aus einer Schachtel eine kleine weisse Kugel hervor, lief um den Körper des Basilisken herum zu seinem Kopf, öffnet seinen Schnabel und legte den Kaugummi auf seine harte, ledrige Zunge. Automatisch begann der Basilisk zu kauen. Nach einer Weile konnte er wieder atmen, und schliesslich erwachte er belämmert aus seinem Koma. Nun aber erblickte er Septima, die ihm ruhig zugeschaut hatte, und es packte ihn die Angst. Er faltete hastig seine zerknitterten Flügel zusammen, rutschte auf den Knien ein paar Meter von ihr weg, erhob sich hastig und floh humpelnd in den Kreuzgang des Münsters, wo er sich hinter einem Pfeiler verkroch.

“Du musst keine Angst vor mir haben!“, rief 7-Hirsch ihm nach. “Ich mache dir nichts!”

“Geh weg!“, flehte der Basilisk. “Lass mich in Ruhe!”

“Nein“, rief Septima. “Ich möchte mit dir reden!”

Schliesslich guckte der Basilisk mit einer Mischung von Angst und Zorn aus seinem Versteck hervor.

“Na komm schon!“, forderte Septima ihn auf. “Es passiert dir nichts!” Der Basilisk schlich – mehr an der Seele denn am Körper verletzt – mit gesenktem Kopf und krummem Rücken auf Septima zu.

“Na also“, sagte diese. “Ist doch nicht so schlimm, oder?”

“Doch!“, sagte der Basilisk mit geknicktem Stolz. “Jetzt muss ich nämlich in den Boden zurück, wo die Basilisken herkommen. Ich armer Wurm. Dabei hatte ich es hier in Basel ganz angenehm. Obwohl mich die Menschen im Grunde nicht mögen.”

“Was machst du denn überhaupt hier in der Stadt?“, fragte Septima.

“Die Menschen haben mich gebeten, ihr Stadtwächter zu sein“, gab er widerwillig Auskunft.

“Aber du hast doch alle Menschen umgebracht, wenn sie zu dir vorgedrungen sind.“

“Ja, schon“, sprach der Basilisk mit dumpfem Groll. “Aber doch nur, weil ich in der Erde den Schatz verloren habe. Ich meinte immer, dass die Brunnenmacher und Bergleute, die in der Erde buddeln, meinen Schatz stehlen wollen. Ich befürchtete, dass sie ihn noch vor mir finden. Und ich weiss doch, dass die Menschen schlecht und böse sind.“

“Ah ja?“, fragte Septima. “Und woher willst du wissen, dass die Menschen schlecht und böse sind?”

“Weil ich genau weiss, wie diese Welt funktioniert und ich von allen Dingen und von allen Lebewesen die ganze Geschichte und Herkunft kenne.“

“So so“, sagte Septima ungläubig. “Dann bist du ja ein verdammt kluger Bursche.“

“Ja, das bin ich!“, sagte der Basilisk, der sein Selbstbewusstsein wieder gefunden hatte. “Das kannst du mir nicht nehmen. Und ich weiss, dass die Menschen böse sind, jedenfalls sind sie sträflich vergesslich. Sie wissen nicht einmal, dass sie sich mit gestohlenen und geraubten Dingen schmücken, dass Blut und Leid und Krieg und Unrecht an allem klebt, was ihnen so wertvoll und edel scheint. Und sie sind dabei sogar noch stolz und selbstzufrieden und tun so, als seien es ihre eigenen Dinge. Sie tun, als ob sie alles selber geschaffen und selber verdient hätten, diese jämmerlichen Frömmel!“

“Na, na“, beruhigte Septima den Basilisken. “Du bist vielleicht nur ein Klugscheisser, der sich das alles einbildet.“

Nun wurde der Basilisk wütend. “Klugscheisser?“, wiederholte er mit stechendem Blick. “Das sagst du nicht noch mal! Du kannst mich ja prüfen! Zeig mir irgend etwas und ich sage dir genau, was es ist und woher es stammt und wie du in seinen Besitz gekommen bist.“

Septima schaute dem Basilisken tief in die Augen.

“Na komm schon“, winkte der Basilisk mit den Krallen. “Prüf mich!”

Septima nahm ihre Tasche von der Schulter, klaubte ein paar Gegenstände daraus hervor und streckte sie dem Basilisken hin.

“Das hier“, begann er sofort, “ist ein Kaugummi. Der ist gemacht aus dem Saft eines Baumes, der bei euch in Amerika wächst. Deine Mutter hat ihn dir eingepackt in einer Höhle in den Bergen. Sie hat ihn gekauft von einem Bauern auf dem Markt in Oaxaca.“

Septima machte grosse Augen. “Stimmt genau!”

“Ich bin eben ein Klugscheisser“, giftelte der Basilisk beleidigt.

“Und das hier?“

“Das nennt ihr Chocolatl. Es ist die Bohne einer Frucht, die wie eine Laterne aus

dem Stamm des Kakaobaumes herauswächst. Ihr macht damit ein Getränk, indem ihr die zerstoßenen Schokolatlkerne mit Wasser, Honig und scharfem Chili vermischt und schaumig rührt. Und diese Kakaobohnen sind auch euer Geld. Oder besser gesagt: Waren euer Geld – bis der spanische Oberbandit Cortez zu euch kam.“

Septima war sprachlos.

“Und das hier...“, damit zeigte der Basilisk auf die Kolibrifederchen in Septimas Haar, „...das sind Federn des Quetzalvogels. Das Besondere an ihnen ist, dass dein Bruder, der dir diese Federn geschenkt hat, den hübschen Kolibri nicht umbrachte, um ihm die Federn auszureissen, sondern dass der Quetzalvogel ihm seine Federn geschenkt hat.“

“Genau!“, rief Septima begeistert. “Das ist ja genial. Woher weisst du das alles?“
“Ich suche seit ein paar hundert Jahren schon meinen Schatz. Ich habe jeden Quadratmeter der Erde umgegraben, um nach ihm zu suchen. Alle Tiere und Pflanzen und Steine, jedes Sandkorn habe ich befragt. Dabei habe ich alles über die Tiere, Pflanzen und Steine erfahren. Wirklich alles! Und nie habe ich ein Komma davon vergessen. Aber meinen Schatz habe ich nicht gefunden. Im Gegenteil! Je besser ich wusste, wie die Welt funktioniert, desto verbitterter und galliger wurde ich. Und schliesslich war ich so giftig, dass alles, was ich anschaute, gleich tot umfiel, und was ich nicht ansah, hat mein Atem auslöscht. Um mich herum war alles tot. Und kannst du dir das vorstellen...?“ schluchzte der Basilisk...

“Was vorstellen?““, fragte Septima.

“...kannst du dir vorstellen, wie einsam ich war?“

“Ja, das muss schrecklich sein“, seufzte Septima.

“Und eines Tages“, fuhr der Basilisk fort, “als ich dieses Alleinsein satt hatte, rief ein Basler Brunnenmacher, der gerade einen neuen Schacht in die Erde hinab trieb, meinen Namen. Zuerst reagierte ich nicht und dachte bloss: Komm du nur runter in die Erde zu mir, du elender Grabräuber und Erdschänder, und ich zeige dir, wo es zur Hölle geht. Aber dann, als er nochmals meinen Namen rief, entschied ich, ihm erst einmal zuzuhören und gab Antwort. Und dann machte mir der Brunnenmacher ein Angebot.“

“Was für ein Angebot?““, fragte Septima.

“Dass es doch für uns beide besser sei, zusammenzuarbeiten. Ich solle für die Basler die Stadt bewachen und dafür würden sie mir helfen, meinen Schatz zu finden.“

“Und?“, fragte Septima. “Haben sie deinen Schatz gefunden?“

“Nein, natürlich nicht“, gab der Basilisk zurück. “Aber was solls! Ich suche schon seit Jahrhunderten vergeblich. Also habe ich auch nicht damit gerechnet, dass die Menschen ihn finden.“

“Aber du hast doch eben gesagt, dass die Menschen schlecht seien“, wunderte sich 7-Hirsch. “Und doch hast du ihnen vertraut?“

“Nein, nicht wirklich“, winkte der Basilisk ab. “Ich weiss, dass sie böse und schlecht sind. Aber was sollte ich tun? Für mich war das ein Spiel, ein Zeitvertreib, eine Ablenkung, ein Versuch, etwas Amusement und Unterhaltung in mein trostloses Leben zu bringen. Aber jetzt“, stöhnte er, “ist auch das wieder vorbei“, und raffte sich auf. “Es war nett, dich kennen zu lernen, ich verkriech mich jetzt wieder.“

“Nein!“, protestierte Septima heftig. “Du bleibst hier. Wir brauchen dich!“

“Wer wir? Wer braucht mich? Und wozu?““, fragte der Basilisk gelangweilt.

“Die Kinder sind doch krank!“, rief Septima.

“Ja und?“, erwiderte der Basilisk kalt. “Das kommt davon! Die Eroberer von Amerika haben diese Krankheit eingeschleppt. Die Eltern dieser Kinder waren untreu oder unvorsichtig oder sie hatten Pech, was weiss ich... Jedenfalls haben sie sich selber angesteckt und ihre Kinder auch.“

“Ja und?“, fuhr 7-Hirsch den Basilisken an. “Was können die Kinder dafür?“

“Es sind die Kinder dieser Eltern“, sprach der Basilisk belehrend. “Das können sie dafür! Und sie müssen büssen für die Untreue und das Unglück ihrer Eltern. Ja, so ist das in der Natur! Hart, aber gerecht!“

“Nein!“, rief 7-Hirsch. “Das stimmt nicht. Die Kinder sind unschuldig. Und in der Natur wachsen auch Heilkräuter. Also hör auf, solchen Unsinn zu erzählen! Sag mir lieber, ob es auf dem Markt hier in Basel Guajakholz gibt.“

“Ja, jede Menge“, sagte der Basilisk mit einer abfälligen Flügelbewegung. “Und zu hübschen Wucherpreisen.“

“Dann lass uns jetzt bitte zusammen zum Markt gehen. Ich brauche Guajakholz, um die Kinder zu heilen.“

“Ich weiss nicht”, zauderte der Basilisk. “Mir ist das nicht geheuer. Ich verdrück mich lieber.”

“Mach es mir zuliebe! Bitte! Alleine werden mich die Leute gefangen nehmen.”

“Und du meinst, ich könnte dir eine Hilfe sein?”, fragte der Basilisk. “Die Leute werden mich doch umbringen, wenn sie merken, dass ich für sie keine Gefahr mehr bin.”

“Keine Angst”, sagte 7-Hirsch. “Senk einfach deinen Blick zu Boden und tu so, als hieltest du den Atem an. Die Grossbasler sollen ruhig noch ein Weilchen meinen, dass dein Blick tödlich ist und dein Atem giftig.”

Der Basilisk schaute 7-Hirsch unentschlossen an. “Und was habe ich davon, wenn ich dir helfe?”, fragte er herausfordernd.

Septima öffnete ihre Tasche und nahm daraus einen der kugelrunden Steine, die sie im Wassertunnel vom Grund des Rheins aufgelesen hatte: “Da”, sagte sie. “Nimm! Das ist dein Schatz!”

Der Basilisk befragte den Stein mit seinem prüfenden Blick und wunderte sich sehr, welch seltsame Geschichte er von dem unscheinbaren Kiesel vernahm.

“Der kommt aus einem Wassertunnel?”, fragte er erstaunt. “Aus einem Wassertunnel, der durch den Rhein führt?”

“Hast du das nicht gewusst?”, sagte Septima augenzwinkernd. “Wenn du einmal das Gefühl hast, es hätte sich in deinem Leben etwas verklemmt, dann wirf den Stein zurück in den Rhein und du wirst sehen, dass alles wieder in Fluss gerät.”

Station 4

Marktplatz

Wahre Geschichten im Rathaus

Das Geschrei hätten ihr hören müssen, als 7-Hirsch und der Basilisk Hand in Hand auf dem Marktplatz erschienen. Die Krämer und die Kunden liessen alle Waren stehen, Säcke und Taschen fallen, stoben auseinander, stolperten und rannten um ihr Leben. In fünf Sekunden war der Platz menschenleer.

“Kommt heraus aus euren Häusern!”, rief 7-Hirsch. “Der Basilisk tut euch nichts.

Ich habe ihm gesagt, er solle zu Boden schauen und nicht atmen.”

Aber niemand zeigte sich. Rundum wurden Fensterläden dicht gemacht und Türen verriegelt und verrammelt.

“Ihr seht doch, dass er mir nichts macht!”, wiederholte Septima. “Also kommt heraus. Ich muss mit euch reden.”

Da öffnete sich im oberen Stock des Rathauses ein Fenster, und der Bürgermeister äugte ängstlich herab. “Was willst du?”, rief er hinunter. “Wer bist du?”

“Ich heisse 7-Hirsch”, rief Septima hinauf. “Ich komme aus Amerika! Ich brauche dringend Guajakholz! Und will mit euch reden!”

“Nimm dir, was du finden kannst, und dann verschwinde! Und zwar so schnell wie möglich, denn von deinem Land wurde die Seuche eingeschleppt, die uns heimsucht”, brüllte der Bürgermeister und knallte das Fenster zu.

Tatsächlich fanden Septima und der Basilisk in einer der Marktbuden zwischen Gewürzen, Zauberzeug und Salben ein Bündel des Holzes vom Guajakbaum. 7-Hirsch schrieb ein paar Anweisungen auf einen Zettel, packte das Holzbündel auf den Rücken des Basilisken und befahl ihm, zu den Kindern ins Waisenhaus zu fliegen und sofort zu ihr zurückzukommen. Sie werde in der Zwischenzeit mit dem König von Basel ein ernstes Wörtchen reden.

“Wer von euch ist der König?”, fragte 7-Hirsch, als sie den prächtigen Ratsaal des Rathauses betrat und sich die Herren hinter ihren Pulten duckten.

“Wir haben keinen König”, rief der Bürgermeister genervt, “und wir brauchen auch keinen. Bei uns regiert das Volk selber und wir, der Rat von Basel, führen für das Volk die Regierungsgeschäfte.”

“Und wer hat die Schiffe mit den goldgierigen, mordlüsternen Banditen und ihren blutrünstigen Hunden zu uns nach Amerika geschickt?”

“Das waren nicht wir! Das sind die Spanier und Portugiesen gewesen. Mit denen haben wir nichts zu tun!”

“So, so!”, meinte Septima. “Ihr seid also alle völlig unschuldig. Immer sind es die anderen, die schuld sind. Aber die Waren, die die Spanier und Portugiesen uns gestohlen haben, die findet man zuhauf auf eurem Markt.”

“Ja, aber die haben die Händler mitgebracht. Und wir können doch nicht von allen Dingen wissen, ob sie gestohlen sind oder nicht.”

“Doch, das könnt ihr, denn ihr habt grosses Glück, dass der Basilisk ganz genau weiss, woher alle Dinge stammen. Der kennt nämlich die Geschichte und die Herkunft aller Dinge auf dieser Welt. Aber ihr Dummköpfe habt ihn nur eingesetzt als Waffe gegen andere und nicht als Hilfe für euch selber – und schon gar nicht als Hilfe für die Menschen insgesamt.”

“Was ist hier eigentlich los?“, donnerte ein Ratsherr los. “Sollen wir uns von einem halbwüchsigen Mädchen, das wie eine Vogelscheuche verkleidet ist, Dummköpfe austeilen lassen?”

Doch da erschien der Basilisk im Saal, mit lautem Schritt und gesenktem Kopf. Und im Raum war kein Pieps mehr zu hören.

“Ist das wahr“, wagte sich kleinlaut ein Ratsmitglied hervor, “dass der Basilisk die Geschichte und die Herkunft aller Gegenstände kennt?”

Der Basilisk nickte.

“Und weshalb hast du uns das nicht gesagt?“, warf der Bürgermeister vorwurfsvoll ein.

“Es hat mich ja niemand danach gefragt“, entschuldigte sich der Basilisk.

“Das ist doch Mumpitz“, brüllte ein bärtiger Ratsherr erzürnt.

7-Hirsch trat zu ihm hin: “Was hast du denn da für einen schönen Orden?“, fragte sie und tippte mit dem Zeigfinger auf ein sternförmiges Schmuckstück, das dem Mann an einer langen Kette um den Hals hing. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, zog ihm die Kette zu seiner Verblüffung in einem Zug über den Kopf und legte den Orden vor den Basilisken auf den Boden.

Der Basilisk schaute flüchtig hin. “Da ist Gold drin von einem Armring“, begann er. “Von einem Armring, der einem Mädchen mit Namen 5-Tigerkralle in Teotihuacan in Amerika gehörte. Das Mädchen hatte ihn von ihrer Mutter zur Geburt geschenkt erhalten. Als die Spanier die Stadt eroberten, in der das Mädchen lebte, befahl ihr der Anführer der Plünderer mit Namen Don Macheta, den Armring herzugeben. Weil aber das Mädchen gewachsen war, war der Reif zu eng geworden, um mit der Hand hinauszuschlüpfen. So hat der Unmensch dem Mädchen mit dem Schwert einfach die Hand abgehackt, nahm den Armreif und überliess das Kind seinem Schicksal. Der Armreif wurde mit tausenden anderer goldener Schmuckstücke eingeschmolzen, die man den Bewohnern auf ähnlich grausame Weise geraubt hatte. Das Gold kam mit einem spanischen Kriegsschiff

nach Europa, wo aus dem Barren Münzen geprägt wurden. Eine Frau kaufte mit einer Münze ein Perlenhalsband, und der Goldschmied machte aus der Münze schliesslich diesen hübschen Orden. Der Goldschmied heisst Iselin.”

Septima hob den Orden wieder vom Boden auf: “Wollt ihr noch mehr wissen?“, fragte sie in die Runde.

“Nein! Es reicht!“, rief der Bürgermeister. “Es reicht!”

“Was steht denn auf dem Orden?“, fragte 7-Hirsch den Besitzer, während sie ihm die Kette mit dem Ehrenabzeichen zurückgab. Aber der Mann nahm den Orden mit steinernem Gesicht entgegen und rührte sich nicht vom Fleck. Auch die übrigen Ratsherren schwiegen.

“Es steht drauf“, sagte schliesslich der Basilisk, “dem grosszügigen Stifter des Marienaltars.”

“Genug!“, fuhr ein Herr mit Gelehrtenhut dazwischen. “Jeder Klugscheisser fühlt sich heute frei, über alle möglichen Dinge irgendwelche windschiefen Geschichten, die er sich aus den Fingern gesogen hat, zum Besten zu geben. Und die Menschen sind blöd genug, zuzuhören und den Unfug zu glauben. Aber ich nicht! Dieses Palaver ist noch lange kein Beweis!”

“Wie ihr wollt“, sprach Septima gelassen.

“Hat jemand von euch hohen Herren einen Gegenstand, von dem er selber ganz sicher weiss, woher er stammt? Dann lege er ihn zur Prüfung durch den Basilisken vor!”

Über der Schar von Ratsleuten breitete sich drückendes Schweigen aus. Erst nach erneuter Aufforderung traute sich ein älterer Herr, ein weisses, sehr grosses und sorgsam gefaltetes Taschentuch aus seinem Hosensack zu ziehen. 7-Hirsch nahm es entgegen und legte es vor dem Basilisken auf den Boden. Der schaute es kurz an, legte seine Stirne in tiefe Falten und erzählte: “Der Bischof von Köln hat dir dieses Tüchlein geschenkt. Er hat es von einem Krämer erworben, der ihm angab, es von einem Vorfahren geerbt zu haben, dessen Vorvorfahre, der ein Ritter war, durch ein grosses Wunder den letzten Kreuzzug nach Jerusalem überlebt habe, weil er in Betlehem dieses Tuch gekauft habe von einer armen Frau, die darin ihr Kind gewickelt habe. Als der Ritter die Frau gefragt habe, was das Wertvollste sei, was sie besässe, hätte diese Frau gesagt: Diese Windel, in der mein Kindlein gewickelt ist. Es sei eine Windel von Jesus Christus. Worauf der

Ritter ihr sein ganzes Geld gegeben habe, um diese Windel zu erwerben. In Wirklichkeit aber wurde der Flachs dieser Windel erst vor zwanzig Jahren von einem Bauern in Belgien angebaut, von einem Weber in Antwerpen verarbeitet und kam mit einem holländischen Händler nach Köln. Der hat die Lügengeschichte über die Herkunft der Windel erfunden, damit er seine Ware teuer verschachern kann.“

7-Hirsch nahm das Tüchlein auf und schnäuzte ausgiebig hinein. “Und?”, fragte sie den Ratsherrn, indem sie ihm das Tüchlein in die Hand drückte. “Was weisst du darüber?”

“Der Bischof von Köln hat mir das Tuch geschenkt“, sagte der alte Mann mit weinerlicher Stimme. “Es sei eine Windel von Jesus Christus.“

“Unerhört!“, rief der Bürgermeister. “Es reicht! Ich lasse mich und meine Ratskollegen nicht lächerlich machen. Und jetzt werde ich einmal Klartext reden. Wir sind Bürger einer Handelsstadt. Wir haben eine Brücke über den Rhein gebaut, die von Menschen aus der ganzen Welt benutzt wird, um lebensnotwendige Waren auszutauschen. Und wir leben davon, dass diese Waren und diese Händler zu uns kommen. Aber das ist nicht nur ein Segen für uns, sondern auch ein Fluch. Denn mit den Gütern kommen auch Seuchen und Krankheiten. Wie sollen wir aber gleichzeitig offen sein für das Gute und verschlossen für das Kranke und Böse? Wenn ihr uns darauf eine vernünftige Antwort geben könnt, dann bin ich bereit, mit euch hier weiter zu diskutieren. Wenn nicht: Dann schert euch zum Teufel mit euren Geschichten!“

“Ja, ja“, entgegnete Septima. “So einfach hättest du es gerne, und weisst du, wir würden dir, wenn wir könnten, diesen Gefallen sehr gerne tun. Aber so einfach ist das nicht. Nein, ihr müsst diesen Weg selber finden. Und dazu haben wir euch ja jetzt ein Stück weit verholpen. Ihr müsst etwas tun gegen die Seuchen und Krankheiten. Ihr müsst darauf Acht geben und dafür sorgen, dass die Güter, mit denen ihr handelt, auch wirklich Güter sind und nicht Kriegsbeute, Plünderzeug, Schindwerk und Blutgeld. Aber das müsst ihr selber herausfinden, selber entscheiden und selber verantworten. Es war doch auch euer Entscheid, nicht mehr blindlings einem König zu vertrauen, der letztlich doch nur immer für sich selber schaut, während er euch in Hunger und Elend hocken lässt, so-

lange es sich wenigstens für ihn und seine Günstlinge lohnt.“

“Richtig“, nickte der Bürgermeister, “das ist ja auch der Grund, weshalb wir keinen König mehr wollten.“

“Aber habt ihr das Gefühl“, sagte 7-Hirsch, “es sei alles gleich ganz anders und viel besser, wenn das Volk oder der Rat regiert? Weshalb sollte ein Volk weniger eigennützig sein als ein einzelner Mensch?“

“Es ist zum Heulen!“, klagte ein Ratsherr mit Glatze. “Wir können machen, was wir wollen. Alles ist falsch. Es ist zum Verzweifeln.“

“Ich habe ja immer gesagt, es sei nicht gut, den Basilisken zu unserem Stadtwächter zu machen“, keifte ein Hinterbänkler. Und sogleich entstand im Saal ein wüstes Gezänke.

“Ich habe eine Idee!“, rief Septima dazwischen. “Hört mal zu! Am besten ist, ihr brecht Basel ab und baut die Stadt wieder ganz neu auf. Das ist bei uns auch so. Alle 52 Jahre brechen wir unsere Stadt ab und bauen sie wieder neu auf.“

“So ein Quatsch!“, schrien die Ratsherren im Chor. “Wir sind doch nicht blöd!“

“Nur Barbaren können so denken!“

“Wir zerstören doch nicht die Kunstschatze und die Errungenschaften unserer Vorfahren!“

“Mir scheint“, spöttelte einer, “ihr habt es auch nicht weit gebracht mit dieser Schnapsidee!“

“Es gibt hier genug Erdbeben, Kriege, Pestzüge und Feuersbrünste, die die Stadt zerstören.“

“Und genug Hochwasser, die unsere Brücke wegschwemmen!“

“Sollen wir mit den Katastrophen der Natur noch um die Wette eifern?“

“Nein! Wir sind ein Kulturvolk! Und wir sind stolz darauf!“

“Und eure Kinder?“, fragte 7-Hirsch unbeeindruckt. “Gehören die nicht auch zu eurer Kultur?“

“Doch“, erwiderte der Bürgermeister. “Aber da ist dieses Problem mit der verfluchten Krankheit, die aus deiner Heimat Amerika eingeschleppt wurde. Sie wird durch Küsse von den Kindern auf die Erwachsenen übertragen. Wir haben getan, was in unserer Kraft steht. Wir haben einen der besten Doktoren eingeladen, um als Stadtarzt Linderung zu bringen. Aber mit diesem Trotzkopf haben wir nur Ärger, seit er hier ist.“

Lange und ergebnislos wogte das erregte Gespräch hin und her. Her und hin. Bald gerieten die Ratsherren untereinander in eine feurige Debatte und waren so sehr mit sich selber beschäftigt, dass sie 7-Hirsch und den Basilisken, die schon seit langem nichts mehr sagten, völlig vergassen. Nach einer Weile langweilte sich 7-Hirsch. Im dichten Wortschwall, der den Ratsaal vernebelte, schlenderte sie von einem Ratsherrn zum andern und legte jedem einen kugelrunden Kieselstein aufs Pult. Als sie damit fertig war, ohne dass auch nur einer von der Steinverteilung Notiz genommen hätte, flüsterte sie dem Basilisken etwas ins Ohr. Dieser rief zischend "Schischeriquaaaaak!", und blitzartig war Ruhe im Saal.

"Wenn es euch nichts ausmacht", sagte 7-Hirsch, würden wir uns jetzt gerne zurückziehen. Ich habe jedem von euch einen Stein auf das Pult gelegt. Wenn es in eurem Leben einmal nicht mehr weiter geht, werft ihn einfach in den Rhein und ihr werdet sehen, dass alles wieder in Fluss kommt."

"Das ist hier kein Kinderspielzimmer!", meldete sich spitz ein Hinterbänkler. "Sondern ein Ratsaal!"

"Mach, was du willst", sagte 7-Hirsch enttäuscht. "Mein letztes Angebot lautet jedenfalls so. Erstens: Ihr macht die Stadttore wieder auf. Zweitens: Ihr lasst die Händler und ihre Waren vom Basilisken prüfen. Und drittens: Ihr nehmt die Kinder wieder zu euch."

Aber der Rat war einstimmig der Meinung, man dürfe nichts übereilen. Zuerst müsse man untereinander einig sein, dann die Händler und die Bürger befragen. Man werde sich das Angebot aber überlegen. Bis zu einem allfälligen Entscheid in dieser Sache bleibe jedoch alles beim Alten.

"Nicht ganz", antwortete 7-Hirsch. "Der Basilisk kommt jetzt nämlich mit mir mit."

"Jawohl", bestätigte dieser dröhnend. "Ich kündige! Ihr müsst euch einen anderen Stadtwächter suchen."

Station 5

Peterskirchplatz

Paracelsus wettet

"Was ist denn bloss mit dir los?", fragte 7-Hirsch den Basilisken, als sie zusammen das Totengässlein hinauf stiegen.

"Was soll denn sein?", fragte der Basilisk.

"Du verlierst deine Schuppen! Und die Federn!", sagte Septima.

Tatsächlich schaute an vielen Stellen des Basiliskenkörpers rosarote, nackte Haut hervor.

"Vögel mausern sich", scherzte der Basilisk mit bitterem Unterton. "Hast du das nicht gewusst?"

Als sie weiter hinaufstiegen, hörten sie plötzlich eine Stimme, die den Namen von Septima flüsterte. "Septima! Komm her! Hier bin ich!"

Im Eingang eines Hauses hatte sich Sebastian versteckt und winkte die beiden zu sich, gleichzeitig hielt er seinen Zeigfinger vor den Mund. Sein Gesicht leuchtete vor Freude.

"Sebastian? Was machst du hier? Was ist passiert?", fragte Septima.

"Du wirst es nicht glauben", berichtete Sebastian leise. "Die Kinder sind wieder gesund."

"Grossartig!", freute sich Septima, "dann habt ihr es genau so gemacht, wie ich es euch geschrieben habe?"

"Ja."

"Und weshalb tust du so geheimnisvoll und versteckst dich wie ein Dieb? Du musst keine Angst haben. Der Basilisk ist auf unserer Seite."

"Ja, ich weiss. Ich fürchte auch nicht um mich, sondern um den Doktor Paracelsus."

"Wer ist das?"

"Der Stadtarzt von Basel. Er hält sich versteckt, weil man ihn sonst umbringt. Noch heute will er abreisen. Vorher möchte er euch jedoch unbedingt noch sehen."

"Und wie bist du hierher gekommen?", fragte Septima.

“Mit einem Floss natürlich”, sagte Sebastian stolz, “das ich selber aus Treibholz gebaut habe. Ich bin nicht umsonst der beste Treibholzfischer von Basel. Hast du das nicht gewusst?”

Sebastian führte Septima und den Basiliken über ein Gewirr von Hinterhöfen und Treppchen vor ein schütteres Türchen. Aus dem Innern der Bude hörten sie eine erregte Männerstimme, die laut schimpfte. “Diese elenden Schurken! Spiesser! Eingebildete Schwachköpfe!” Als der Mann das Klopfen an der Tür hörte, stampfte er wütend heran und riss mit den Worten “Kommt herein!” die Tür auf. In dem muffigen Zimmer ging Doktor Paracelsus mit glänzend hochrotem Glatzkopf hin und her, und während er wütend Bücher, Zettel und Fläschchen in einen groben Nesselsack warf, unterbrach er seinen Schwall von Verwünschungen keinen Augenblick. Nein, er genoss jede Silbe seiner Beschimpfungen wie kostbaren Wein. “Diese jämmerlichen Waschlappen! Strunzdumme Nichtsnutze! Studentengewürm! Lauwarme Zeckenfürze! Erbrochener Stinkschleim!”

Septima, Sebastian und der Basilisk trauten sich nicht, in diese brodelnde Fluchsuppe einzutauchen. Sie blieben schweigend vor der Schwelle des Zimmers stehen und warteten auf das Ende des Gewitters. Paracelsus hielt inne, hob seine Augenbrauen, räusperte sich geräuschvoll, senkte beschämt seinen Kopf und streckte seine Hände zu ihnen aus. “Verzeiht bitte!”, sagte er dann ruhig, atmete tief aus und fügte an: “Ich musste noch etwas Dampf ablassen. Tretet bitte ein.”

Septima ging vor. “Sebastian hat gesagt, dass du uns sehen willst.”

Paracelsus nickte. “Um mich bei euch dafür zu entschuldigen, dass ich versagt habe.”

“Wie meinst du das?“, fragte Septima erstaunt.

“Man hat mich doch nach Basel geholt, weil man glaubte, ich sei eine Art von Zauberer. Weil die Basler gemeint haben, ich könne ihre Krankheiten einfach wegblasen. Und man könne dann beruhigt genauso weitermachen wie bisher. Weil doch für alles Böse und Kranke der Herr Doktor Paracelsus da ist, der alle Dummheiten und Krankheiten immer wegbläst. Und alles zum Guten richtet. Ja, so haben sie gedacht hier, diese Dummköpfe“, fuhr Paracelsus fort. “Sie haben

gedacht, dass die Krankheiten, von denen sie geplagt werden, mit ihnen selber gar nichts zu tun haben. Und als ich sie aus ihrem geistigen Starrkrampf aufrütteln wollte und vor den Studenten an der Universität die Bücher ihrer geheiligten Vorbilder verbrannte... und als ich sagte, diese rauchenden Kladden seien nicht annähernd so viel wert wie meine schäbigen Schnürsenkel... und als ich ihnen sagte, sie, die Studenten der Medizin, müssten eben selber und heute und hier und jetzt erforschen, wie sie als Menschen der Krankheit zu begegnen haben, mit Liebe und Hingabe und Offenheit, und in ihrer eigenen, einfachen deutschen Sprache... und nicht im gestelzten Kauderwelsch ihres blasierten Lateins, als ich ihnen das alles sagte, da haben sie mich verleumdet. Diese feigen Filzläuse...!”

“Die Menschen fürchten sich eben vor Krankheiten“, sagte Septima trocken. “Das ist normal. Die Krankheit ist doch wie eine lebenswichtige Frage ohne Antwort.”

Paracelsus stimmte zu. “Aber die Angst vor der Krankheit ist selber eine Krankheit“, sagte er. “Vielleicht ist die Angst vor der Krankheit eine noch viel grässlichere Krankheit als die Krankheit selber. Ihr habt doch am eigenen Leibe erlebt, was in Basel geschah.“ Paracelsus zeigte auf den Basiliken. “Sie haben die Angst zu ihrem König gemacht! Und in ihrer grenzenlosen Verblödung gemeint, dass sie damit die Krankheit überwinden könnten.”

“Nein,“ beschwichtigte Septima. “Ich glaube, die Menschen hier haben ganz genau gewusst, dass ihre Krankheit nicht besiegt ist, wenn sie die Angst regieren lassen. Aber sie hofften vielleicht, dass sie die Krankheit vergessen oder aufschieben könnten auf eine spätere Zeit, bis jemand eine Antwort gefunden hat.“ “Ja, ja“, murmelte Paracelsus. “Aufschieben auf später? Die Antworten sind doch schon längst da! Die Antwort kommt schon mit der Krankheit mit. Man muss nur Ohren haben, um sie zu hören. Das sage ich ja. Unsere Ohren und Herzen sind verstopft! Und jetzt musst du aus Amerika hierher kommen, um uns eine Antwort zu bringen auf eine Krankheit, die wir von euch eingeschleppt haben. Ist das nicht zum Verrücktwerden?“ Paracelsus strich mit den Händen über seine Glatze und schaute dabei vor sich zu Boden. “Das wollte ich euch sagen! Das ist schon alles. Ich habe es leider nicht geschafft. Verzeiht mir bitte!”

Eine ganze Weile standen Septima, Sebastian und Paracelsus wortlos im Raum. Dann hob Paracelsus seinen schweren Kopf, betrachtete lange sinnierend den Basilisken und schmunzelte ihn wohlwollend und milde an. "Irgendwie... sind wir zwei wohl seelenverwandt... nicht wahr?"

Aber der Basilisk sah nun seltsam verwandelt aus. "Ja", keuchte er angestrengt. "Wir sind wohl seelenverwandt!" Er schwankte auf seinen dürren Beinchen erbärmlich hin und her.

Paracelsus trat zu ihm, um ihn zu stützen, aber der Basilisk wies ihn sanft von sich. "Lass sein", sagte er. "Es ist gut so."

"Was ist mit dir?", flehte Septima den Basilisken an. "Was ist los?"

"Als ich mit dem Guajakholz zu den Kindern flog", berichtete der Basilisk mit gebrochener Stimme, "habe ich den Stein, den du mir gegeben hast, in den Fluss geworfen..."

Jetzt sackte der Basilisk wie eine einstürzende Bretterbude in die Knie. Federn und Schuppen rieselten von seinem Körpergerüst herab. Der Hahnenkamm und der Schnabel bröckelten weg. Der Hals, der gezackte Schwanz und die grossen Flügel fielen schlapp zu Boden. Und mitten im Trümmerhaufen des Basilisken kauerte schliesslich ein nacktes, rosarotes Hündchen.

"Xolotl", rief 7-Hirsch erfreut. "Das ist Xolotl!!! Ich habe doch gewusst, dass ich den Basilisken kenne." Das Hündchen sprang wedelnd auf 7-Hirsch zu.

"Wwwh!" Sebastian verzog angeekelt das Gesicht. "Was für ein hässliches Ding ist denn das?"

Aber Septima strafte ihn mit einem zornigen Blick, und das Hündchen kläffte empört. Paracelsus kniete sich nieder und streichelte es. "Xolotl", sagte er liebevoll. "Welch hübscher Name." Und schaute fragend zu Septima auf. "Von welchem Stein hat der Basilisk geredet?"

7-Hirsch griff in ihre Tasche, tastete darin nach einem der Kugelsteine aus dem Rhein, und streckte ihn Paracelsus entgegen. "Von dem hier", sagte sie. "Nimm! Er gehört dir. Wenn es in deinem Leben einmal nicht mehr weiter geht: Wirf ihn in den Rhein und du wirst sehen, dass alles wieder in Fluss kommt."

Ehrfürchtig nahm Paracelsus den unscheinbaren, rundgeschliffenen Kiesel entgegen und drehte ihn in seinen Händen. Dann ist das also...", begann er mit leuchtendem Gesicht "...der Stein der Weisen? Der Stein, der aus Blei Gold macht?"

Er schwang den Nesselsack mit seinen Habseligkeiten über seine Schultern. "Danke", sagte er, öffnete die Türe und drehte sich auf der Schwelle um. "Gott vergeltes!" Er zog die Kapuze seines Umhangs ins Gesicht und marschierte mit forschem Schritt davon.

"Was machen wir jetzt?", fragte Sebastian. "Ohne den Basilisken?"

Septima kratzte sich hinter den Ohren und schaute nachdenklich auf Xolotl, der unbeschwert und zum Spielen aufgelegt vor ihr tänzelte.

"Ich hab's", sagte Septima. "Wir basteln aus den Überresten der Basiliskenhaut ein Kostüm. Und du, Sebastian, du verkleidest dich darin und begleitest mich als Basilisk."

"Meinst du?", fragte Sebastian unsicher. "Und das wird niemand merken?"

"Ach was", sagte Septima bestimmt. "Die Leute haben viel zu viel Angst vor dem Basilisken. Oder hast du eine bessere Idee?"

Im Nu hatten Septima und Sebastian die Überreste des Basilisken zusammengesetzt. Sebastian sah damit tatsächlich genau so aus wie der wirkliche Basilisk.

Als sie auf die Gasse hinaus traten und beim Peterskirchplatz ankamen, hörten sie von weitem Rufe und Trommelwirbel eines Herolds. "Basilisk!", rief er. "Der Basilisk soll sich melden!"

"Hier ist er!", rief Septima, und als der Bote den Basilisken sah, suchte er schreiend das Weite. Ein Weilchen später schlich eine Delegation des Rates ängstlich das Totengässlein hinauf. In respektvollem Abstand machte die Abordnung Halt. "Wir möchten mit euch reden", sagte der Chef der Delegation schüchtern.

"Sprecht!", sagte Septima.

"Wir haben uns euren Vorschlag überlegt", begann der Vorsitzende. "Wir möchten euer Angebot annehmen. Der Basilisk darf als Prüfer der Händler und ihrer Waren für uns arbeiten. Die Stadttore machen wir wieder auf. Aber die Stadt können wir leider nicht abbrechen. Wir bieten euch dafür eine schöne Wohnung, ein fürstliches Gehalt und das Bürgerrecht der Stadt auf Lebenszeit."

"Ist das alles?", fragte Septima.

"Ja", sagte der Vorsitzende der Delegation.

"Wir hatten aber noch eine Bedingung", mahnte Septima. "Ihr müsst die Kinder

aus dem Waisenhaus im Kleinbasel wieder zu euch nehmen. Und zwar alle. Kapiert?“

Sebastian schnaubte unter dem Kostüm des Basilisken, und die Delegation zuckte zusammen.

“K ... k... kapiert...“, stotterte der Delegationschef. “A... a... aber wir m...m... müssen zuerst den Rat fragen.“

Damit huschten die Männer erleichtert von dannen, und schon eine Stunde später kamen sie mit der Erklärung zurück, dass der Rat einverstanden sei.

“Gut“, sagte Septima: “Wir treffen uns also morgen früh um acht Uhr beim Lohnhof zur Verteilung der Kinder.“

Station 6

Leonhardskirchplatz

Die Kinder kehren zurück

Sebastian konnte nicht schlafen. Er, Septima und Xolotl hatten sich im Lageraum einer Weberei hingelegt. Aber um sechs Uhr früh hielt Sebastian es nicht mehr aus und weckte Septima. “Es ist furchtbar“, stöhnte er, während er in dem engen Kellerraum auf und ab ging. “Die ganze Nacht habe ich überlegt, wie man die Kinder an ihre Eltern verteilen könnte. Aber je mehr ich darüber nachdachte, um so verzweifelter und ratloser wurde ich. Kein Albtraum kann so schrecklich sein.“

Septima streckte geniesserisch und wohligh ihre Arme und Beine: “Es wird schon gut gehen“, gähnte sie. Xolotl japste vergnügt hinter Sebastian her und schnappte nach seinen nackten Zehen.

“Die Kinder wissen nicht, wer ihre Eltern sind. Und die Eltern nicht, wer ihre Kinder sind“, erklärte Sebastian sein Problem, “mit Ausnahme von ein paar wenigen Frauen, die ihre Kinder ab und zu besuchten.“

“Richtig“, bestätigte Septima. “Der einzige, der uns jetzt helfen könnte, wäre der Basilisk, der die Geschichten und die Herkunft aller Kinder kennt.“

“Darauf bin ich wohl auch schon gekommen!“, rief Sebastian aufgebracht. “Aber

der Basilisk ist nicht mehr hier! Xolotl ist nicht der Basilisk! Er ist einfach ein kleiner Hund. Er spricht nicht und will den ganzen Tag mit uns spielen.“

“Genauso ist es“, wiederholte Septima.

“Wir könnten natürlich...“, überlegte Sebastian weiter, “ganz offen und ehrlich sein. Und zu den Leuten sagen: ‘Hört mal! Der Basilisk ist leider nicht mehr da.’ Aber dann würden sie uns aus der Stadt jagen und die Kinder erst recht nicht zu sich zurücknehmen.“

“Du hast absolut Recht“, pflichtete ihm Septima bei und klatschte in die Hände. “Ich weiss gar nicht, weshalb du dich so aufregst? Du bist doch mit deinen Überlegungen sehr weit gekommen? Und es ist doch alles klar?“

“Alles klar...“, äffte Sebastian sie nach. “Überhaupt nichts ist klar! Was machen wir denn jetzt? Wie verteilen wir denn jetzt die Kinder?“

“Wir nicht“, antwortete Septima gelassen. “Das sollen die Basler und Baslerinnen selber machen.“

“Meinst du denn, dass sie das können?“, fragte Sebastian.

“Nein“, sagte Septima. “Wie sollten sie auch.“

“Und was machen wir?“

“Wir versuchen, ihnen zu helfen, so gut es geht.“

“Und wenn es ein Chaos gibt?“

“Dann rufst du ‘Schischeriquuuuaak!’, und dann schauen wir weiter.“

Aber Septima musste ihre ganze Überzeugungskraft aufwenden, um Sebastian nochmals dazu zu bewegen, ins Basiliskenkostüm zu steigen. Bei der Kinderverteilung, sagte 7-Hirsch, solle er einfach neben ihr stehen, den Kopf zu Boden senken, schweigen und so tun, als atme er nicht.

“Meine Damen und Herren“, begrüßte der Bürgermeister um punkt acht Uhr die grosse Menschenmenge, die sich auf der Terrasse des Lohnhofs versammelt hatte. Die Eltern, fein herausgeputzt, hatten auf der einen Seite in Reih und Glied Stellung bezogen. Die Kinder, die mit Mutter Hortensia herübergekommen waren, tuschelten ungeduldig auf der anderen Seite in einem unordentlichem Halbrund. Und zwischen den beiden Gruppen – aus Sicherheitsgründen gemieden – standen der als Basilisk verkleidete Sebastian, Septima und Xolotl, das rosarote Hündchen.

“Aufgrund unseres Ratsbeschlusses schreiten wir jetzt zur Rückübertragung der Basler Kinder an ihre Eltern. An dieser Stelle möchte ich mich im Namen der Regierung und des Volkes bedanken für die tatkräftige Mitarbeit von 7-Hirsch, die aus ihrer Heimat Amerika eine erfolgreiche Medizin gegen die venerische Krankheit zu uns gebracht hat, und für die Mitarbeit des Basilisken, der uns geholfen hat, die schwierigen zwölf Jahre zu überstehen, die hinter uns liegen, in denen wir aus hygienischen Gründen unsere Kinder auf die andere Rheinseite nach Kleinbasel zu schicken uns gezwungen sahen.“ Der Bürgermeister räusperte sich und schaute ratlos und fragend zum Basilisken. Doch der regte sich nicht, hielt den Kopf gesenkt und schwieg. Und auch sonst reagierte niemand auf den suchenden Blick, den der Stadterste über die Runde der wartenden Eltern wandern liess.

“Nun gut“, fuhr der Bürgemeister fort, und fühlte sich ziemlich einsam in diesem Moment. “Dann bitte ich also die Eltern, paarweise vorzutreten und ihre Kinder zu sich zurückzunehmen.“ Verspannt und unsicher krebste der Bürgermeister neben seine Frau in die wohlgeordnete Formation der Eltern zurück, und die Erleichterung war ihm anzusehen, als das vorderste Ehepaar sich in die offene Mitte hinauswagte. Der Mann ging stramm voran, schritt majestätisch an der Reihe der Kinder vorbei und musterte jedes einzelne mit Kennermiene von oben herab, wie bei der Abnahme einer Ehrengarde. Plötzlich blieb er stehen. “Der hier ist hübsch“, drehte er sich mit wählerischem Kennerblick zu seiner Frau um, indem er auf einen Knaben zeigte und ihm mit einem leichten Kopfnicken seine gönnerhafte Gnade signalisierte.

“Wir sind hier nicht auf dem Markt“, schob die Frau ihren Mann unwirsch zur Seite. “Das sind keine Äpfel, die zur Auswahl stehen.“ Sie ging auf einen Knaben und ein Mädchen zu, die ein paar Schritte entfernt nebeneinander standen und freudig auf sie zuhüpften, um ihre Mutter zu umarmen. “Das sind unsere Kinder“, sagte die Frau glücklich.

Ihr Mann aber hielt sich brüskiert abseits. “Woher willst du wissen, welches meine Kinder sind?“, fragte er kalt.

“Ich bin doch schliesslich ihre Mutter“, antwortete die Mutter und lachte. Ich

war mit ihnen zehn Monate zusammen. Ich habe sie in meinem Bauch genährt, ausgetragen und zur Welt gebracht.“

“Dann meinst du also, dass dir dieses sogenannte Wissen ein Recht gibt zu entscheiden?“

“Ja.“

“Aber ich, der Vater, habe unsere Kinder gezeugt. Und ich sage dir: Ich weiss nicht, ob die zwei da die Kinder sind, die ich gezeugt habe.“

“Das ist dein Problem“, entgegnete die Frau hart. “Ich weiss, dass das meine Kinder sind.“

“Aber dann sage mir doch“, bohrte der Mann, “weshalb du das weisst? Du hast sie ja nun, genau wie ich auch, zehn Jahre lang nicht mehr gesehen. Gibt es für dein Wissen irgendwelche Beweise, Dokumente, Zeugen?“

Auf diese Diskussion wollte die Frau gar nicht erst einsteigen und winkte ab. Aber als sie in den Gesichtern der Umstehenden las, dass eine Mehrheit diese Frage für berechtigt hielt, konnte sie sich einer Antwort nicht mehr entziehen. Dass sie durch den Wassertunnel ins Kleinbasel gegangen war, überlegte sie, und dass sie ihre Kinder mehrmals besucht hatte, konnte sie nicht erwähnen. Selbst wenn sie es gesagt hätte, hätte ihr Mann – aber nicht nur er – hätten alle Männer hier und auch viele Frauen, die nie drüben waren, ihr nicht geglaubt. Und wenn ihr Mann versucht hätte, durch den Wassertunnel ins Kleinbasel zu gelangen, wäre er glatt ertrunken. Also überlegte sie angespannt weiter. Und glücklicherweise kam ihr ein rettender Einfall.

“Also“, sagte sie. “Es gibt doch Muttermale. Ich habe die Muttermale bei der Geburt meiner Kinder gesehen. Jeder Mensch hat Muttermale. Du auch. Viele Muttermale sogar. Sie sehen auf der Haut des Menschen aus wie ein Sternbild am Himmel. Ein unverwechselbares, einzigartiges Muster. Daran erkenne ich meine Kinder wieder.“

Der Mann stutzte, zog seine Augenbrauen hoch. Dann hob er belehrend an: “Liebe Frau, ich habe dieses Muster nicht gesehen. Und es ist ja schon lange her, nicht wahr? Wir brauchen Beweise, keine Behauptungen!“

“Ich weiss aber, dass das unsere Kinder sind“, beharrte die Frau.

“Na gut“, versuchte der Mann einzulenken. “Dann nimm du deine Kinder zu dir. Aber ob das auch meine Kinder sind...?“

“Das sehe ich nicht ein”, widersprach die Frau. “Wenn es meine Kinder sind, sind es doch auch deine! Oder willst du andeuten, ich sei dir untreu gewesen?”

“Das will ich jetzt so nicht gerade sagen”, wehrte der Mann ab. “Aber mir leuchtet nicht ein, woher du als Mutter etwas über unsere Kinder wissen willst, das ich als Vater beim besten Willen nicht weiss.” Und weil das Wortgefecht damit nicht zu Ende war, sondern erst richtig begann, redete das Paar schon bald von Ehekrise, getrennten Wohnungen, Sorgerecht und dergleichen mehr. Die Kinder weinten. Konsterniert starteten die übrigen Eltern zu Boden.

“Halt, halt”, rief der Bürgermeister. “Schluss mit der Streiterei! So geht das nicht! Wenn ich es mir genau überlege, ist das doch alles ganz einfach. Ja, ich wundere mich, weshalb ich nicht früher darauf kam. Der Basilisk kennt doch die Geschichte und die Herkunft aller Dinge auf dieser Welt, auch der Menschen! Wir brauchen also nur die Kinder vom Basilisken so prüfen zu lassen wie die Waren, die in unsere Stadt kommen, und der Basilisk kann uns unfehlbar sagen, wer die Eltern der Kinder sind.”

Zustimmendes Gemurmel erhob sich aus der Schar der Eltern.

“Mist!”, zischte Sebastian unter dem Kostüm des Basilisken zu Septima, die neben ihm stand. “Jetzt haben wir den Salat! Was soll ich jetzt sagen? Ich habe geahnt, dass das schief geht!”

“Kein Problem”, flüsterte Septima. “Bleib ruhig und lass mich machen.”

“Das geht leider nicht”, rief Septima dem Bürgermeister und seinen Leuten zu. “Weshalb nicht?”

“Ganz einfach! Weil doch der Basilisk, damit er die Geschichte und Herkunft eines Kindes erkennen kann, dieses Kind anschauen müsste. Aber sein Blick würde das Kind töten. Was aber nützte es uns dann noch zu wissen, von wem es abstammt?”

Der Bürgermeister stimmte kleinlaut bei. “Du hast Recht. Das habe ich glatt vergessen. Aber was schlägst du vor?”

“Ich schlage vor”, sprach Septima frei, dass wir die Sache umkehren. Wir lassen die Kinder ihre Eltern aussuchen.”

Nun kam zustimmendes Gemurmel aus den Reihen der Kinder, die schon ihre Köpfe zusammenstreckten, sich lebhaft berieten und die Elternpaare zuerst verstoßen von weitem, bald aber keck aus nächster Nähe begutachteten.

Was geschah aber, als die Kinder entschieden hatten? Nun, das überraschende und niederschmetternde Ergebnis war: Es gab drei Gruppen mit je fünfzig Kindern, die drei Ehepaare ausgewählt hatten, die in winzigen Wohnungen lebten und weder besonders auffällig noch reich, ja eigentlich ganz unscheinbar, bescheiden und den meisten Bürgern und Bürgerinnen völlig unbekannt waren. Die hundert anderen Ehepaare aber gingen leer aus.

“Unter diesen Umständen”, klagte ein enttäuschtes Paar, “verzichten wir auf unsere Kinder.” Und sie verliessen mit hängenden Köpfen den Platz. Andere folgten ihnen nach.

Der Bürgermeister aber trat ihnen energisch in den Weg. “Bürger!”, sprach er tief bewegt, “Freunde! Ich bitte euch! Gebt jetzt nicht auf! Ich weiss, es sind schwierige Zeiten, in denen wir leben. Und einen Teil dieser Schwierigkeiten haben wir uns vielleicht selber aufgebürdet. Lasst uns nun nicht einfach davonlaufen vor den Aufgaben unserer Zeit, auch wenn sie viel von uns abverlangen. Ja, zu viel sogar für den Einzelnen. Wir können diese Last nur gemeinsam tragen. Also bleibt bitte hier und bleibt zusammen und lasst uns beraten, ob es nicht noch einen dritten Weg gibt. Wir wollen doch nicht gerecht sein für nur eine Seite, nur gerecht den Kindern oder nur gerecht den Eltern gegenüber. Gerechtigkeit ist nie einseitig. Wir wollen nicht den Willen der einen über denjenigen der anderen stellen. Haben wir nicht immer geträumt von einer Gerechtigkeit, die für alle gilt? Ja, wir wollen Gerechtigkeit für alle! Aber, vielleicht haben wir den Geschmack dessen, was wir eigentlich wollen, noch gar nicht richtig geschmeckt, sondern uns nur vorgestellt, wie schön das wäre und ganz vergessen, wie schwer das eigentlich ist. Ja, unser Wunsch und unser Traum sind im Grunde lächerlich. Aber es ist unser Wunsch! Und es ist unser Traum!”

Die Rede des Bürgermeisters war so ergreifend, dass alle, sowohl Eltern als auch Kinder, beschämt ihre ursprünglichen Positionen bezogen. Und auf dem offenen Platz unter offenem Himmel, mit Blick über die Dächer der Stadt, kam es manchen vor, als stünden sie in einer Kirche. Manche weinten. Kinder wie Eltern. Ob vor Glück oder aus Schmerz, war nicht zu unterscheiden.

Aber nun schickten sich die Menschen in ihr Schicksal. Sie einigten sich darauf, das Los entscheiden zu lassen, welches Kind zu welchen Eltern gehöre – obwohl

die Mütter und jene Kinder, die ihre Mütter kannten, im Grunde ihres Herzens dagegen waren. Weil es aber weniger Kinder gab, als die Eltern meinten, geboren zu haben, mussten auch leere Lose in den Tontopf gegeben werden. Es gab traurige Gesichter: unter den Eltern, wenn sie ein leeres Los zogen, und unter den Kindern, die zu unerwünschten Eltern kamen. So gingen letztlich die Trauer, die Niedergeschlagenheit und die Ernüchterung als Siegerinnen der Kinderverlosung vom Platz.

Das Schlimmste aber kam erst noch. Denn als der Bürgermeister zum Basilisken ging und fragte, ob nun seine Bedingung erfüllt sei und er als Warenprüfer in den Dienst der Stadt einzutreten bereit wäre, schüttelte dieser wütend den Kopf. Der Bürgermeister fragte Septima, was das zu bedeuten habe, nachdem man nun Opfer gebracht habe, die kaum zu überbieten seien. Septima antwortete: "Der Basilisk wollte, dass die Kinder an ihre eigenen Eltern zurückgegeben werden und nicht an irgendwelche beliebigen."

Das war zuviel für den Bürgermeister. Er schrie den Basilisken an: "Dann gib deinen verdammten Todesblick auf und hilf uns! Oder verschwinde auf Nimmerwiedersehen."

Septima merkte, dass der Bürgermeister bereit war, den Basilisken anzugreifen und gar umzubringen und dass es ihm egal war, notfalls mit seinem eigenen Leben zu bezahlen. Sie fürchtete um Sebastian, der standhaft versuchte, sein Kostüm aufrecht zu halten, und beschwichtigte den Bürgermeister. "Wir werden das schon schaffen! Wir werden hier auf dem Lohnhof ein Zelt errichten. Und wer immer meint, er sei nicht bei den richtigen Eltern oder habe nicht die richtigen Kinder erhalten, der komme zu uns. Ich garantiere Ihnen: Wir werden für diese Fälle Lösungen finden, die auch den Basilisken zufrieden stellen werden. Aber das wird Zeit brauchen. Bis es soweit ist, möchte ich Sie bitten, selber für die Erforschung der Waren, die in der Stadt Basel ein- und ausgehen und für die Erforschung der Menschen, ihrer Gesinnungen und für die Behandlung ihrer Krankheiten zu sorgen. Glücklicherweise gibt es in dieser Stadt ja viele gescheite Menschen. Und eine Universität besitzen Sie ja auch."

"Wie lange?", fragte der Bürgermeister scharf.

"Eine Woche?", sagte Septima. "Vielleicht zwei?"

"Eine Woche!", befahl der Bürgermeister ultimativ und ging ohne Gruss davon.

"Gott sei Dank", atmete Sebastian auf, als er endlich mit Septima und Xolotl auf dem Lohnhof alleine war. "Ich dachte schon, dass mich der Bürgermeister abschachtet und mit einer Lanze durchbohrt wie der heilige Georg den Drachen." Sebastian wollte eben sein Basiliskenkostüm ausziehen, da hörten sie das Weinen eines Kindes, das sich ihnen die Leonhardsberggasse hinauf näherte. Es war ein Mädchen namens Verena.

"Das sind nicht meine Eltern", schluchzte sie herzerweichend. "Ich will zu meiner Mama und zu meinem Papa!" Kein Trost und keine Beschwichtigung linderte ihren Jammer. Nur Xolotl wurde von der Ausweglosigkeit nicht ergriffen und tollte fröhlich und bellend um Verena herum.

"Vielleicht kann uns Xolotl weiterhelfen?", überlegte Septima laut.

"Wuff! Wuff!", bellte das Hündchen.

"Also, Xolotl", beugte sich Septima zu ihm hinunter: "Hör gut zu."

"Wuff, Wuff!"

"Zu welchen Eltern gehört dieses Mädchen?"

"Wuff!" Xolotl schnupperte an den Kleidern von Verena, an ihren Füßen und Händen und kurvte dreimal um sie herum. Dann jagte er wie ein rosaroter Pfeil, die Schnüffelnase scharf über dem Boden, hinab in die Stadt.

"Such, Xolotl, such!", feuerte Septima ihn an und flitzte hinterher.

Nach einer Weile kam Septima allein zurück.

"Wo ist Xolotl?", fragte Sebastian unter der Maske des Basilisken.

"Ich habe ihn verloren", keuchte Septima.

Doch da schnellte er aus dem Gebüsch heraus, bellte aufgeregt und machte Gesten, die unmissverständlich hiessen: "Folgt mir!" Xolotl führte Septima, die kleine Verena und den Basilisken kreuz und quer durch die Stadt in eine enge Gasse, vor ein schmales Haus. Das Hündchen trabte zur Mauer neben der verwitterten Eingangstür, hob sein Bein und pinkelte mit pechschwarzem Urin ein paar seltsame Linien an die Wand. Danach kam Xolotl zu den drei staunenden Betrachtern zurück und hechelte sie stolz an. Sebastian versuchte angestrengt, die Zeichen zu lesen, aber er gab bald kopfschüttelnd auf. "Kannst du lesen?", fragte er Septima.

“Na klar”, sagte 7-Hirsch. “Das ist die Schrift des Xolotl. Das heisst Verena.” In dem Haus aber lebte nur ein alter Schuhmacher. Er sagte, er sei leider unverheiratet. Aber vor sechs Jahren hätte hier kurze Zeit ein Ehepaar gewohnt, das jetzt, wenn er sich nicht irre, beim Spalentor lebe. Als die vier dort nachforschten, fanden sie tatsächlich Verenas Eltern. Diese waren überglücklich über die Rückkehr ihrer Tochter, die tatsächlich im Haus des Schumachers geboren worden war.

Verena war kein Einzelfall. Täglich kamen neue Kinder, die von zu Hause wegelaufen waren und ihre wirklichen Eltern suchten, ins Zelt auf dem Lohnhof. Xolotl hatte alle Pfoten voll zu tun. Er schnupperte, suchte und pinkelte seine Kunstwerke tagein, tagaus. So vergingen Tage und Wochen, verstrich ein Jahr und bald ein zweites. Eines Tages fragte Sebastian müde und schüchtern: “Septima? Ich glaube, in meinem Leben hat sich etwas verklemmt. Hast du noch einen der Steine aus dem Rhein? Ich könnte ihn jetzt dringend brauchen!”

Septima lachte und drückte ihm einen grünlichen, kugelrunden Kiesel in die Hand. “Es ist der letzte, den ich habe. Der schönste von allen, die ich hatte. Ich habe ihn ganz alleine für dich aufbewahrt.”

“Nein”, sagte Sebastian. “Das kann ich nicht annehmen. Du sollst ihn für dich selber brauchen. Behalte ihn bitte!”

“Mein lieber Sebastian”, schüttelte 7-Hirsch schmunzelnd den Kopf. “Ich sehe, dass du noch immer nichts begriffen hast und dass es höchste Zeit ist, dass du den Stein in den Rhein zurück wirfst, damit dein Leben wieder in Fluss kommt.”

Station 7

Tinguely-Brunnen/Theaterplatz

7-Hirsch bleibt hier

“Xolotl!”, rief Sebastian: “Was machst du da?”

Der kleine Hund trug einen Knüppel in den Zähnen und legte ihn sorgsam auf einen Haufen, den er beim Kohlenberg aufgeschichtet hatte. Dann machte er sich davon, ohne auf die Frage einzugehen, und kurze Zeit später erschien er mit einem weiteren Holzstück, das er auf den wachsenden Holzhaufen legte.

“Was ist hier los?“, wunderte sich auch Septima, die schlaftrunken herbeigeeilt war und im Halbdunkel des Tagesanbruchs die gigantische Scheiterbeige betrachtete. Sie folgten Xolotl in die Stadt und beobachteten, wie Kinder und Erwachsene dem nackten, rosaroten Hündchen “Hau ab!” oder “Verzieh dich, du hässlicher Köter!” nachriefen und Knüppel nach ihm warfen. Zwar versuchte Xolotl, dem Hagel auszuweichen, aber das gelang nicht immer. Er nahm jeden Knüppel sorgsam auf und kehrte damit zu seinem Haufen zurück. Noch bevor Septima und Sebastian eingreifen konnten, stellte sich dem Hund ein Köhler in den Weg. “Versuch es einmal damit!“, rief der schwarze Mann hämisch und warf ein glühendes Holzsplit nach ihm. Der schwere Prügel traf Xolotl im Nacken. Er taumelte, verbiss seinen Schmerz, nahm das rauchende Holzsplit zwischen die Zähne und trug es zu seinem Haufen, der sogleich Feuer fing. Als er die Flammen züngeln sah, hüpfte Xolotl entzückt. Er bellte und hechelte wie in Trance um das lodernde Feuer herum. Er hörte nicht auf Septima und Sebastian, die seinen Namen riefen und versuchten ihn einzufangen, um ihn vom versengenden Feuer wegzuzerren. Vergeblich.

Als die Hitze unerträglich wurde, nahm Xolotl einen langen Anlauf und sprang mit einem einzigen Satz mitten in den brennenden Scheiterhaufen hinein. Es schien den entsetzten Zuschauern, als bade und plantsche das Hündchen vergnügt im lodernden Feuer. Es sah aus, als umarmten sich Flammen und Hund in einem fröhlichen, feurigen Reigen, bis Xolotl selbst zu einer Flamme wurde, die sich plötzlich – hell und heller werdend – aus dem Scheiterhaufen erhob, über

die Dächer der Stadt in die Höhe schwebte und schliesslich als heller, leuchtender Stern am Morgenhimmel stehenblieb.

Septima war traurig. Aber nicht, weil Xolotl nicht mehr da war, denn sie freute sich an seinem Stern, der den Aufgang der Sonne ankündigte. Und doch schmerzte sie der Anblick. 7-Hirsch wurde von Heimweh geplagt. So sehr, dass die Welt um sie herum verblasste und sie – unberührt vom nebligen Geflimmer, das sich um sie abspielte – in einer gläsernen Kapsel eingeschlossen schien. Aus diesem Dämmerzustand erwachte sie erst, als Sebastian vor ihr erschien.

“Wo ist dein Basiliskenkostüm?“, fragte Septima.

“Ich habs auf den Scheiterhaufen geworfen“, sagte Sebastian. “Schliesslich gehörte es dem Xolotl.“

“Ja, du hast Recht“, seufzte 7-Hirsch. “Ich glaube, für mich ist es jetzt auch Zeit geworden. Ich gehe zurück!“

“Wohin zurück?“

“Zu meinen Eltern, in meine Heimat, nach Amerika.“

“Verzeih mir, Septima“, begann Sebastian bedrückt, “wenn ich dich mit dem, was ich dir jetzt sage, unglücklich mache. Es gibt deine Heimat nicht mehr! Sie wurde von unserer Habgier zerstört. Und selbst wenn du zurückgehen würdest, könntest du die Zeit nicht zurückdrehen und alleine wenig ausrichten. Bleib bitte hier. Bei mir. Ich liebe dich doch. Und ich sterbe, wenn du mich verlässt.“ Mit verlegenem Blick fügte er hinzu: “Und ich würde es wagen, dich zu bitten, meine Frau zu werden. Wenn ich dir nur etwas anbieten könnte! Aber ich bin bloss ein Treibholzfischer. Und alles, was ich habe, ist das hier.“ Sebastian steckte 7-Hirsch einen kugelrunden Stein zu.

“Wo hast du den her?“, fragte Septima freudig.

“Von Mutter Hortensia“, antwortete Sebastian. Als ich zu ihr ins Waisenhaus ging und sie bat, mir aus dem Wassertunnel einen Stein zu holen, damit ich ihn dir schenken kann, sagte sie: ‘Das geht leider nicht mehr, lieber Sebastian, denn die Stadtmauer wurde vor einem Jahr abgebrochen, der Uferweg im Kleinbasel aufgeschüttet, und die Steintreppe, die den Eingang zum Wassertunnel bezeichnet hat, wurde entfernt. Niemand weiss mehr, wo der Wassertunnel beginnt.’ Aber als sie meine Tränen sah, zog sie an der goldenen Kette, die um ihren Hals

hing, einen Anhänger heraus, der unsichtbar zwischen ihren grossen Brüsten versteckt war. Und der Anhänger, das war dieser Stein. Sie drückte ihn mir in die Hand und sagte: ‘Das ist mehr wert als jede Erbschaft! Gott segne euch!’“

Septima nahm den Stein glücklich zu sich. Dann schaute sie Sebastian lange an: “Meinst du, dass wir gute Eltern sein werden?“

“Wir werden es versuchen.“

“Aber etwas musst du mir versprechen.“

“Was denn?“

“Eines Tages fahren wir nach Amerika.“

“Ja!“, jubelte Sebastian. “So schnell wie möglich. Komm, lass uns gehen!“

“Wohin?“, fragte Septima verblüfft. Das ging ihr nun doch zu schnell.

“Zum Rhein!“

“Willst du schon wegfahren?“

“Nein“, sagte Sebastian. “Wir sind ja eigentlich erst richtig angekommen. Oder?“

“Genau“, stimmte Septima strahlend zu.

“Aber wir fahren, sobald ich das Schiff gebaut habe.“

“Du willst uns ein Schiff bauen?“, freute sich Septima.

“Na klar! Ich bin doch Treibholzfischer und Sorge dafür, dass das Schwemmholz die Pfeiler unserer Brücke nicht zerstört. Und mit dem Holz, das ich aus dem Rhein fische, bau ich uns ein Schiff!“

“Ist das wahr?“, rief 7-Hirsch begeistert.

“Ja klar“, sagte Sebastian, “aber mit mehr als zwei Plätzen“, blinzelte er, und sie umarmten und küssten sich.

“Aber jetzt gehen wir.“

“Wohin?“

Sebastian griff in den Hosensack und zog den grünlichen Kiesel hervor, den er von Septima geschenkt bekommen hatte.

“Du hast ihn immer noch?“, wunderte sich Septima.

“Na klar doch!“, lachte Sebastian. “Ich habe geschworen zu warten, bis wir unsere Steine gemeinsam in den Rhein werfen können.“

Was weiter mit Sebastian und 7-Hirsch geschah, wissen wir nicht. Aber sie hatten bestimmt viele Kinder, Enkel und Urenkel, und durch die lange Reihe der Generationen, die ihnen folgten, ist es gewiss, dass in jeder Baslerin und in jedem Basler ein wenig Mixtekenblut von 7-Hirsch durch die Adern fliesst.

Da, wo heute die Wettsteinbrücke steht, befindet sich auf der Grossbasler Seite eine Stelle, wo noch heute die Kugelsteine aus dem Wassertunnel angeschwemmt werden. Und immer, wenn jemand in Basel in seinem Leben nicht mehr weiter weiss, spaziert er da hinunter, kniet nieder, liest einen der runden Kiesel auf, trägt ihn bei sich und schenkt ihn jemand anderem. Denn die Kugelsteine sind nur dann ein Segen, wenn man sie verschenkt oder wenn man sie geschenkt bekommt.

Aber die meisten Menschen sehen den Unterschied nicht zwischen einem Kugelstein, den jemand für sich selber nahm und einem geschenkten Kugelstein. Und die meisten Menschen sehen den Unterschied nicht zwischen bleiernem Gold und goldenem Gold. Und sie schmecken den Unterschied nicht zwischen der Schokolade eines Kakaobaumes, der mit der Peitsche dazu getrieben wurde, seine Früchte herzugeben, und der Schokolade aus dem Kakao eines Baumes, der in Liebe gehegt wurde. Und die meisten Menschen hören den Unterschied nicht zwischen dem Klang einer gestohlenen und dem Klang einer geschenkten Flöte. Die meisten Menschen meinen gar, dazu bräuchten sie besondere Augen, andere Nasen, feinere Zungen und bessere Ohren. Aber sie irren. Wir haben alles, was wir benötigen. In jedem von uns leuchtet irgendwo ein Funke von der Klugheit des Basilisken, um diese feinen Unterschiede zu empfinden. Wie soll man das sagen? Ein liebender Sinn für die Geschichten der Dinge und der Menschen. Und wenn wir sie nicht empfinden: Lasst uns unsere Kinder fragen!

Publikationen früherer Bildwege

Bildweg Zürich: Die Geschichte der sieben Bilder

Bildweg Baden: Augenblicke der Taufe

Bildweg Borken: Das Kleid des Menschen

Bildweg Berlin II: Bauen an der Welt

Bildweg „Wege zur Heimat“ 1: Der Name Zürich

Bildweg „Wege zur Heimat“ 2: Zürcher Sagen

Bildweg „Wege zur Heimat“ 3: Das Gesicht von Zürich

Bildweg „Wege zur Heimat“ 4: Verwandlungen in Zürich

Bildweg Braunschweig: Till Eulenspiegels Hochzeit

Bildweg Braunschweig: Ein Altersportrait von Till Eulenspiegel

Bildweg Greifswald: Caspar David Friedrich

Bildweg Ludwigsburg: Die Wandtafel in der Blindenschule *

Bildweg Ybrig: Der Brennesselmann *

Bildweg Expo.02: Das Narrenschiff *

Bildweg Kinderkonzerte: Das Blechmonster *

Bildweg Basel: Septima und Sebastian *

Alle Hefte broschiert, jeweils 24 - 48 Seiten

Einzelne Ausgaben sind vergriffen

* auch als Lesungen auf CD erhältlich

Bestellungen bitte direkt beim Steintisch Verlag,

Steinentischstrasse 17, CH-8002 Zürich

oder online im Internet unter www.danielambuehl.ch

Im Jahr 1528 machen zwei Knaben, die im Basler Waisenhaus leben, beim Fischen im Rhein einen seltsamen Fang: An den Pfeilern der Mittleren Brücke zerschellt ein kleines Boot, das von riesigen Lachsen gezogen wird. Sie hören einen Schrei, der klingt wie der Schrei eines Engels, und schaffen es schliesslich, aus den wilden Strömungen eine junge Frau zu bergen. 7-Hirsch, so nennt sie sich, versetzt alle in Erstaunen: Sie trägt bunte Kleider und schmückt sich mit Goldgehängen und Vogelfedern. Und sie behauptet, sie stamme aus dem mittelamerikanischen Volk der Mixteken.

Damit nimmt eine abenteuerliche Geschichte ihren Lauf. Septima, so heisst 7-Hirsch im Waisenhaus, sucht in Europa nach dem Ursprung der Plünderer und Banditen, die ihre Heimat Amerika zerstört haben. Doch in Basel haben die Unruhen der Reformationszeit tiefe Wunden geschlagen. Die Stadt ist in zwei Teile getrennt. Im Grossbasel haben sich die Erwachsenen verschanzt, aus Angst vor einer geheimnisvollen Krankheit. Die Kinder wurden ins Kleinbasel abgeschoben.

Septima beschliesst, den Kindern zu helfen. Sie stellt sich dem Basilisken entgegen, der den Grossbasler Stadtteil beherrscht. Mit Hilfe ihres Freundes Sebastian, dem ältesten der Waisenkinder, gelingt es ihr, die Behörden zu überlisten und die Stadt zu erlösen.

BILDWEG BASEL
Ein Kunstprojekt
von Daniel Ambühl
und den

